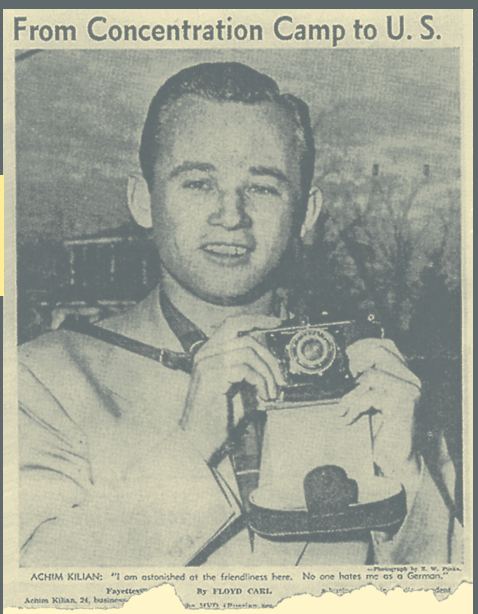
Lebenszeugnisse – Leidenswege

ACHIM KILIAN
„FROM SPECIAL CAMP NO.1 TO U.S.“

Jugendjahre zwischen Vogtland, Mühlberg und Arkansas


From Concentration Camp to U. S.

ACHIM KILIAN: "I am astonished at the friendliness here. No one hates me as a German."

Photograph by E. W. Pinks

Fayettev

By FLOYD CARL

Achim Kilian, 24, busines

the MVD's Prussian spy

dent

Bearbeitet und eingeleitet von Norbert Haase und Bert Pampel

Lebenszeugnisse – Leidenswege

Heft 6

ACHIM KILIAN „FROM SPECIAL CAMP NO.1 TO U.S.“

Jugendjahre zwischen Vogtland, Mühlberg und Arkansas

Bearbeitet und eingeleitet
von Norbert Haase und
Bert Pampel

Dresden 2004

Lebenszeugnisse – Leidenswege
Eine Heftreihe herausgegeben
von Norbert Haase und Clemens Vollnhals
im Auftrag der Stiftung Sächsische Gedenkstätten
zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft
in Zusammenarbeit mit dem
Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e.V.
an der TU Dresden

Heft 6

© Stiftung Sächsische Gedenkstätten
zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft
2. ergänzte Auflage 2004

Titelbild:
Artikel über Achim Kilian in der „Arkansas Gazette“
vom 11. März 1951

Satz: Walter Heidenreich, HAIT Dresden
Umschlaggestaltung: CCP Kummer & Co. GmbH, Dresden
Druck: Stoba-Druck GmbH, Lampertswalde
Printed in Germany

ISBN 3-9805527-5-6

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
Vorbemerkung	13
„Sind wir nicht alle wahnsinnig?“	15
Familie	18
Schule	23
„Ich rufe die Jugend der Welt ...!“	26
Jungvolk	28
Kinderlandverschickung	31
Musterung und militärische Ausbildung	33
Mein Kriegsende	36
Heimkehr	39
Stalins Prophylaxe	40
Verhaftung. Gefängnisse Oelsnitz, Zwickau. Zuchthaus Bautzen	41
Speziallager Mühlberg	47
„Liebes Irmchen! Wir warten auf unseren Sonnenschein.“	62
Heimkehr aus Mühlberg	65
Flucht in den Westen	71
Student in Stuttgart	74
"America, America ..."	80
Als "Special Student" in Arkansas	81
Als "Arkansawyer" in Deutschland	95
Mühlberg – vergiß das Wort!	96
Sag’ mir, wo die Blumen sind ...	99
Schlußbemerkung	103

Bibliographie des Autors 105
Glossar 107
Abbildungsverzeichnis 108

Einleitung

Es gibt nur wenige Menschen, die in einem relativ kurzen Zeitabschnitt ihres Lebens so gegensätzliche Erfahrungen gemacht haben wie Achim Kilian: kindliche Begeisterung für die Kriegsmarine und die gemeinschaftlichen Unternehmungen im nationalsozialistischen Jungvolk, zunehmende Ernüchterung durch den Krieg, Rekrutierung zur Wehrmacht, amerikanische Kriegsgefangenschaft, dreijährige vollständige Isolierung im sowjetischen Speziallager Mühlberg, einjähriger Studienaufenthalt in den Vereinigten Staaten. Innerhalb eines guten Jahrzehnts bündeln sich bei Kilian jeweils aufeinanderfolgend Grunderfahrungen eines jungen Deutschen mit den totalitären Diktaturen des Nationalsozialismus und des Sowjetkommunismus einerseits sowie mit der liberalen Demokratie westlichen Typs andererseits. Diese das 20. Jahrhundert prägende Konstellation und seine Auswirkungen in einer biographischen Skizze verfolgen zu können, macht den Lebensbericht Achim Kilians besonders interessant und lesenswert.

Einem größeren Kreis von zeit- und regionalgeschichtlich interessierten Lesern ist Achim Kilian bereits als Verfasser zahlreicher Veröffentlichungen zum sowjetischen Speziallager in Mühlberg/Elbe von 1945 bis 1948, zur Arbeitsweise der sowjetischen Geheimpolizei in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands (SBZ) sowie zur Auseinandersetzung um das öffentliche Gedenken an die Opfer der sowjetischen Verhaftungspraxis nach 1945 bekanntgeworden (siehe Bibliographie im Anhang). Seine publizistischen Leistungen sind, was recht selten vorkommt, sowohl von der Fachöffentlichkeit als auch von ehemaligen Gefangenen mit viel Anerkennung bedacht worden. Auch in seinen bisher vorgelegten Schriften als regelmäßiger Autor im „Deutschland Archiv“ verbinden sich beispielhaft detaillierte Erinnerungen eines Zeitzeugen mit der vorurteilsfreien Sachlichkeit und peniblen Gründlichkeit des Historikers, der die Ereignisse in den größeren geschichtlichen Zusammenhang zu stellen versucht. Seine 1993 in zweiter überarbeiteter Auflage veröffentlichte Monographie „Einzuweisen zur völligen Isolierung“ zum Speziallager Mühlberg basierte als erste Gesamtdarstellung eines sowjetischen Speziallagers überhaupt sowohl auf vielen Zeitzeugenberichten als auch auf den im Staatsarchiv der Russischen Föderation (GARF) in Moskau archivierten Akten der sowjetischen Speziallagerverwaltung. Sein Buch gilt heute in der Speziallagerliteratur zu Recht als ein Standardwerk engagierter Zeitgeschichtsschreibung. Nicht zuletzt wegen seiner akademischen Sorgfalt und seiner persönlichen Integrität hat Kilian in dem angesehenen Mannheimer Kommunismusforscher Hermann Weber einen wissenschaftlichen Mentor gefunden.

Seine damaligen Beobachtungen und heutigen Erinnerungen hat Achim Kilian nie zur alleinigen, unbestreitbaren Wahrheit erklärt, sondern ebenso wie auch die von ihm verwandten Erfahrungsberichte anderer Zeitgenossen oder die

sowjetischen Quellen gleichermaßen gründlich geprüft. Obwohl selbst von 1945 bis 1948 im Lager Mühlberg gefangengehalten, hat Kilian in seiner Bescheidenheit die eigene Leidensgeschichte nie in den Mittelpunkt seiner Veröffentlichungen gestellt, was sein Werk deutlich von der großen Mehrheit der Erinnerungsliteratur zu den Speziallagern unterscheidet.

Dementsprechend ging die Initiative zu diesem Heft auch nicht von ihm, sondern von den beiden Bearbeitern aus. Während eines anregenden Gesprächs am Rande einer wissenschaftlichen Tagung des Hannah-Arendt-Instituts in Dresden im Juli 1997 weckten Kilians Erzählungen über sein persönliches Schicksal in der Kriegs- und Nachkriegszeit sowie ein von ihm mitgebrachter amerikanischer Presseartikel unter der Überschrift "From Concentration Camp to U.S." unser Interesse, mehr über seinen Lebenslauf zu erfahren. Der Artikel, der am 11. März 1951 in der Sonntagsausgabe der "Arkansas Gazette" mit einem Porträtfoto Kilians erschienen war, faßte die Lagererfahrung in Mühlberg in wenigen Zeilen zusammen und hielt die Sympathie des jungen deutschen Studenten für das offene Klima auf einem US-amerikanischen Campus fest.

Die Schlagzeile verweist auf den zeitgenössischen Sprachgebrauch zur Charakterisierung sowjetischer Lager in den Anfangsjahren des Kalten Krieges. Englischsprachige Autoren standen jedoch anders als deutschsprachige nie in dem Verdacht, dadurch die Verbrechen des Nationalsozialismus bagatellisieren zu wollen. Fast fünfzig Jahre danach hat sich an dieser Konstellation nichts geändert. Während der Begriff des „Concentration Camp“ im angelsächsischen Sprachraum heute wie selbstverständlich nicht nur auf das frühere sowjetische Straflagersystem, sondern auf die Lager verschiedenster Diktaturen in der Welt Anwendung findet, wollen wir nicht mißverstanden werden. Ganz im Sinne Achim Kilians, der sich stets ausdrücklich gegen eine leichtfertige oder beabsichtigte begriffliche Gleichsetzung nationalsozialistischer Konzentrationslager und sowjetischer Speziallager ausgesprochen hat, haben wir deshalb nicht diese Schlagzeile sondern eine durch den Inhalt des Zeitungsartikels gerechtfertigte Variante als Titel dieses Heftes gewählt.

In drei mehrtägigen Gesprächsrunden im sächsischen Kurort Rathen im Oktober 1997, in Leipzig im Mai 1998 sowie im fränkischen Rehau im November 1998 erzählte Achim Kilian, Jahrgang 1926, von seiner Kindheit im vogtländischen Oelsnitz, familiären Prägungen wie auch von seinen Erfahrungen mit der nationalsozialistischen Jugendorganisation Jungvolk. Er berichtete über seine Ausbildung zum Sturmartilleristen in der Wehrmacht, das Kriegsende, das er im Mai 1945 in Österreich erlebte, und seine kurze amerikanische Kriegsgefangenschaft. Er schilderte die Umstände seiner Verhaftung und seine dreijährige Gefangenschaft im sowjetischen Speziallager Mühlberg. Abschließend erzählte er von seiner Flucht in den Westen und den Erlebnissen während eines einjährigen Studienaufenthalts in den USA.

In einem ersten Bearbeitungsschritt fertigten wir von der akustischen Aufzeichnung eine Abschrift. Diese Textvorlage wurde anschließend komprimiert, inhaltlich ergänzt und minimal stilistisch bearbeitet. So konnten wichtige Konstellationen, Weggabelungen, Entscheidungssituationen, Namen und Ein-

From Concentration Camp to U. S.

—Photograph by K. W. Punka.

ACHIM KILIAN: "I am astonished at the friendliness here. No one hates me as a German."

Fayetteville.

Achim Kilian, 24, business administration and newspaper advertising student at the University of Arkansas, came to the campus through unusual channels. Most students enter university study from a high school. Kilian came from a Russian concentration camp.

A native of Germany, Achim served in the German Army during World War II, surrendered to the Americans and was discharged and returned to his home—just in time to be clapped into a Soviet concentration camp and held for three years.

The young student was drafted into the German Army in July, 1944, and assigned to a tank outfit. In March, 1945, he was promoted to corporal and shipped to Austria, where the German forces were fighting the Russians. He spent the last weeks of the war in Austria.

When Germany surrendered, Achim and other soldiers evaded the Reds and fell back 50 miles to the nearest American lines. There he surrendered to men of the 261st Infantry Regiment. After four weeks as a prisoner of war he was discharged and returned to his home in eastern Germany.

At the time his home was held by the Americans. But shortly after his arrival the United States troops withdrew and turned the area over to the Russians. Young Kilian was arrested

By FLOYD CARL

by the MVD (Russian secret police) three weeks later after a German Communist policeman denounced him as a member of the Werewolves, German underground movement.

He was placed in prison and held for nine weeks. The Russians refused to accept his American papers—showing that he had just been released from a United States prison camp—and shipped him to MVD Special Camp No. 1 at Muehlberg, Germany. He was a prisoner there from mid-1945 to August, 1948.

Conditions at the camp were bad. Twelve thousand people, including 2,000 women, were crowded together 24 hours a day. The inmates slept on long wooden benches, generally without bedclothes. The food was bad, and there was little of it. In winter, the cold was worst of all.

Kilian kept a rough estimate of the people passing through the camp during the three years he was there. He says a total of 20,000 were imprisoned during his stay. Of these, 6,000 were sent to Russia—Siberia—as slave laborers. They never returned. Another 7,000 died in the camp, and 1,000 were sent to Buchenwald in 1948. The rest were finally released.

Freed at last, Achim finally reached the Western zone of Germany, where he worked for a time. In May, 1949, he enrolled at Stuttgart University as a business administration student. He supported himself by working on the side. He completed three semesters before applying for a State Department scholarship to study in the United States.

That his application would be approved was "too much to imagine," Achim says. He didn't expect to be selected.

His State Department scholarship covers travel and includes a $20 a month allowance, plus books. His other expenses are paid by the First Christian Church of Fayetteville.

America is far different from anything he has known before.

"I have been impressed by the friendliness of the American people," he says. "I have never met anyone who hated me as a German." Like other foreign students here, he was astonished to find that total strangers on the campus greet each other like old friends when they pass in the halls.

Meanwhile, he's busy. "I have had so many invitation since I have been in Fayetteville that I can't accept them all," he says. He has spent all holidays with friends he met here.

But there is one joker. Unlike many exchange students, Achim is in this country with a visitor's permit rather than a student permit. As a result, this veteran of the German Army has had to register for the draft.

drücke, die im Prozeß des gemeinsamen Erinnerns bzw. danach vergegenwärtigt wurden, noch im Text berücksichtigt werden. Es ist deshalb mehr als ein reines Gesprächsprotokoll, wie es für die Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews angefertigt wird. Wir haben jedoch versucht, bei der „Übersetzung" des mündlichen Gesprächs in die Schriftform die Unmittelbarkeit, Dichte und Atmosphäre der Gesprächssituation sowie die Erzählstruktur so weit als möglich zu bewahren. Es handelt sich somit ganz bewußt auch nicht um eine bis in die letzte Silbe ausgefeilte und um unangenehme Erinnerungen bereinigte Autobiographie. Achim Kilian seinerseits hat versucht, den einzelnen Textabschnitten durch einen vorangestellten Text in kursiver Schrift einen Rahmen zu geben, der eine Balance zwischen Schilderung und Reflexion herstellen helfen soll.

Die gesamte Erarbeitung des vorliegenden Textes war lehrreich und interessant, aber auch anstrengend für beide Seiten. Die Vergegenwärtigung der dunklen Seiten im persönlichen Lebenslauf oder durchlebter eigener existentieller Ängste kann schnell zu einer erheblichen seelischen Belastung führen. Wir sind froh darüber, daß Achim Kilian diese Belastung auf sich genommen hat. Wir standen des öfteren vor dem Problem, die Grenzen dieser Belastbarkeit ausloten zu müssen, um durch bohrende Fragen einerseits nicht oberflächlich zu bleiben, aber andererseits auch die Grenzen des Zumutbaren nicht zu überschreiten. Es ist grundsätzlich nicht einfach, sich in einen vergangenen Lebenshorizont hineinzuversetzen, wenn man als Nachgeborener den Ausgang der Geschichte kennt.

Achim Kilian berichtet von Ereignissen, Erlebnissen, Begegnungen und Erfahrungen, die er mit vielen Angehörigen seiner Generation teilt. Seinen Schilderungen haftet in dieser Hinsicht nichts Spektakuläres an. Außergewöhnlich dagegen ist die detaillierte Rekonstruktion der hier beschriebenen Lebensabschnitte, die sich auf Tagebuchaufzeichnungen, Korrespondenzen und ein gutes Erinnerungsvermögen stützen kann. Hier ist nichts hinzugedichtet worden, was nicht gewesen ist. Man spürt in diesem Text das aufrichtige Bemühen, ebensowenig wegzulassen, was geschehen ist. Neben der Begeisterung für die Kriegsmarine und die Geländespiele beim Jungvolk finden wir die Verstörtheit beim Anblick eines „Judentransports". Neben der Beschreibung des widerwärtigen Raubes und der Verwertung von Goldzähnen lebender und verstorbener Gefangener im Speziallager Mühlberg durch die deutsche und die sowjetische Lagerverwaltung lesen wir von der berührenden Menschlichkeit einzelner sowjetischer Bewacher und deutscher Hilfskräfte. Achim Kilian erliegt dabei nie der Versuchung, das eigene Schicksal exhibitionistisch auszubreiten bzw. zu überhöhen oder sich selbst in nicht gerechtfertigter Weise Verdienste zuzuschreiben. Er hebt im Gegenteil die Schicksale jener gebührend hervor, die in einer Zeit der Abkehr von einer humanen Orientierung die Menschlichkeit bewahrt haben und in der Zeit der materiellen und geistigen Not über sich hinausgewachsen sind. Er bedankt sich bei jenen, auf deren Rückendeckung er in der Zeit des Überlebenskampfes zählen konnte und die ihm so wohl mehr als einmal das Leben gerettet haben. Sein Bericht wie seine ganze Persönlichkeit läßt immer wie-

der eine ausgeprägte Empathie für das Leid der anderen, auch für die Opfer des Nationalsozialismus, erkennen.

Der Text ist auch ein leidenschaftliches Plädoyer gegen jede Kollektivschuldthese. Dabei nutzt Kilian die überzeugende Darlegung seiner persönlichen Nichthaftbarmachung nicht etwa für einen pauschalen Freispruch, sondern mahnt eine Verantwortung der Deutschen vor ihrer Geschichte an. Wegen der Leidenschaft für die Bewahrung der Menschlichkeit, seiner Differenziertheit, Ausgewogenheit und atmosphärischen Dichte ist dieses Heft in die Reihe „Lebenszeugnisse – Leidenswege" aufgenommen worden. Es wendet sich gegen die Schwarz-Weiß-Malerei der großen Vereinfacher, gegen die Maxime, daß der Zweck die Mittel heilige, gegen die Aufrechnung des Leids und gegen die ideologische Interpretation der Geschichte.

Wir danken Achim Kilian für die vertrauensvolle Zusammenarbeit, an deren herzliche Atmosphäre wir uns immer wieder gern erinnern.

Dresden, November 1998

Norbert Haase
Bert Pampel

Anmerkung zur 2. Auflage 2004

Sechs Jahre nach seiner Erstveröffentlichung erlebt dieses Heft nun seine 2. Auflage. Immer wiederkehrende Anfragen nach der seit bereits zwei Jahren vergriffenen 1. Auflage haben uns zum Nachdruck bewogen. Die unveränderte Nachfrage nach Achim Kilians Erlebnisbericht spricht nicht nur für das anhaltende Interesse an der Geschichte des Lagers Mühlberg, sondern wohl auch für die Qualität des Textes, der von seinen Lesern weiterempfohlen wird. Wir freuen uns auch über die Anteilnahme an Kilians weiterem Lebensweg als „Special Student" in den Vereinigten Staaten, wie sie beispielsweise in einer zweisprachigen Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum der Reise der ersten Gruppe von Austauschstudenten zum Ausdruck kommt.[1]

Das Heft erscheint in der neuen Gestalt der Heftreihe „Lebenszeugnisse – Leidenswege" bei weitgehend unverändertem Text. Die Bibliographie wurde um Kilians Standardwerk zur Geschichte des Lagers Mühlberg ergänzt, das in der Fachöffentlichkeit bislang leider nicht die ihm eigentlich zukommende Aufmerksamkeit erhalten hat.[2] Wir bedauern sehr, dass es Achim Kilian, dem uner-

1 Achim Kilian, Als „Special Student" in Arkansas, in: Amerika Haus Frankfurt am Main (Hrsg.), Aufbruch in die Neue Welt – Setting Out for the New World, Frankfurt am Main 2000, S. 36–38.
2 Mühlberg 1939–1948. Ein Gefangenenlager mitten in Deutschland, Köln 2001.

müdlichen Mahner zu wahrhaftiger Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, nicht mehr vergönnt war, das andauernde Interesse an seinem Bericht und diese Nachauflage zu erleben. Am 4. Oktober 2002 ist er nach schwerer Krankheit verstorben.

Dresden, Dezember 2004

Norbert Haase
Bert Pampel

Vorbemerkung

Wenn dieser Bericht über meine Jugendzeit in zwei Diktaturen und in Amerika fertiggestellt sein wird, werde ich 72 Jahre alt sein. Als 24jähriger Student kam ich 1951 aus Fayetteville, Arkansas, nach Deutschland zurück. Genauer: nach Mannheim im damaligen Bundesland Württemberg-Baden. Dort enden die detaillierten Aufzeichnungen. Somit handelt dieser Bericht aus heutiger Sicht vom ersten Drittel meines Lebens. Daß dies so sein würde, war zu keiner Zeit vorauszusehen, so wie im Leben eines Menschen nichts voraussehbar ist.

Norbert Haase, Bert Pampel und ich haben im Sommer 1997 verabredet, über meine Jugendjahre bis 1951 miteinander zu sprechen – als mein Erzählen und als Interview. Daraus ist diese Niederschrift entstanden, nicht als bis ins letzte ausgefeiltes Manuskript, sondern als etwas Gesprochenes. Damit wir nahe am Erlebten bleiben, möglichst ehrlich und nicht gar so geschönt miteinander umgehen. Vielleicht wird auf diese Weise manches unmittelbarer, bleibt das eigene Ich lebendig, wird Verhalten nachvollziehbar oder rätselhaft. Einschübe über das wechselnde historische Umfeld geben Raum für Reflexionen oder Deutungen und damit für übergreifende Aussagen.

In meiner Jugendzeit und auch danach stand ich vor vielen Weggabelungen, wurde ich in bestimmte Richtungen gewiesen oder entschied die Richtung selbst. Von Herzen danke ich jeder und jedem, die oder der meinen Weg mit bestimmte oder mir geholfen hat, den rechten Weg zu finden und zu gehen. Das gilt auch und gerade für die Zeit meiner Gefangenschaft.

Diese Zäsur meiner Jugendjahre zwingt schon hier zu zwei mir wichtig erscheinenden Feststellungen, die im nachhinein Trost und Genugtuung geben: Als Soldat habe ich kein einziges Mal auf einen Menschen schießen müssen. Und: Für jeden Tag, an dem ich mit 16 bzw. 17 Jahren Fähnleinführer gewesen war, und für jeden Tag, an dem ich als 16/17/18jähriger „Heil Hitler“ gesagt habe, hielten mich die Russen mehrere Tage in NKWD-Arrest.

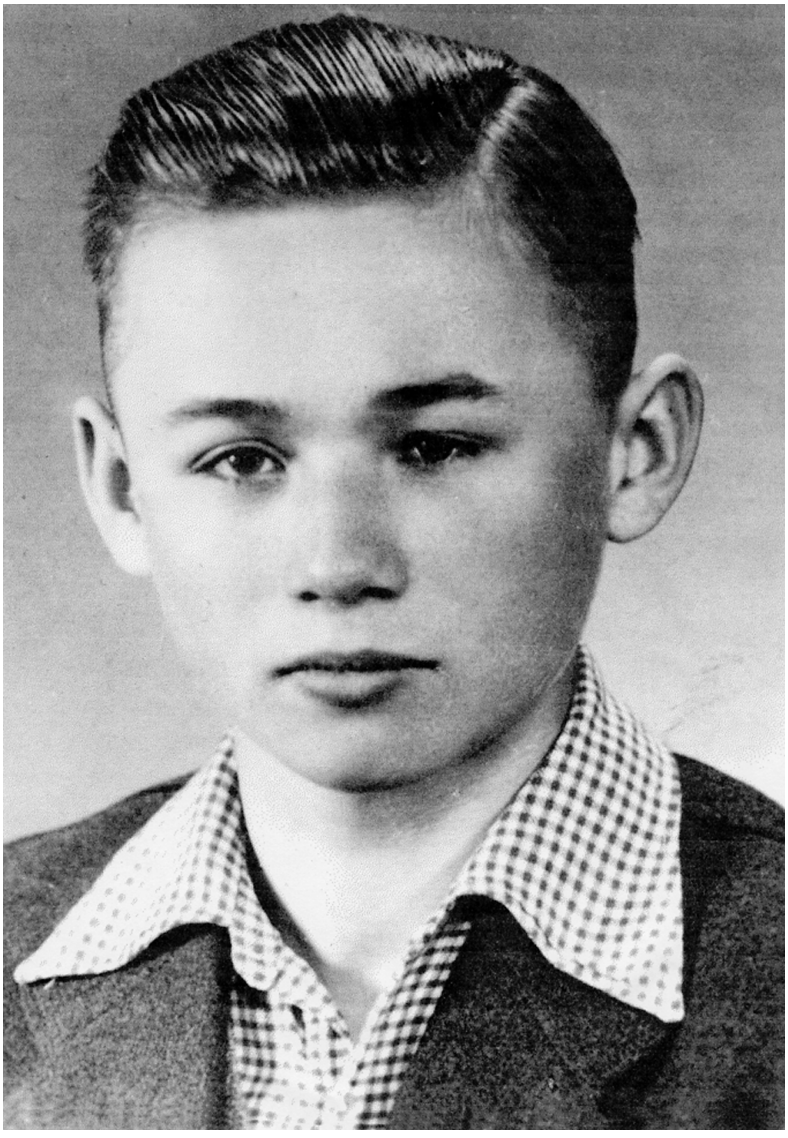
Als mich die Amerikaner 1945 nach knapp vier Wochen mit einem „Okay“ für meine NS-Vergangenheit im Soldbuch aus der Kriegsgefangenschaft entlassen hatten, wurde ich von den Sowjets für mehr als drei Jahre unter furchtbaren Bedingungen eingesperrt. Ohne Haftbefehl, ohne Anklage, ohne Verurteilung, ohne Fristsetzung, in strenger Isolation und unter absoluter Geheimhaltung.

1948 kam ich nach Hause. Ich hatte nicht im Lager bleiben müssen wie so viele, an die nach Jahrzehnten des Schweigenmüssens heute Kreuze oder Steine erinnern oder auch gar nichts mehr. Ich wurde nicht noch länger festgehalten, hatte nicht in Sibirien zu schuften. Ich kam gesund zurück, durfte meine Eltern und Schwestern wiedersehen. Als ich wenig später in der amerikanischen

Zone die Entnazifizierung beantragte, fiel ich unter die dort seit 1946 geltende Jugendamnestie.

Nun beginnen wir meine „Wanderschaft zwischen den Welten“. Meinen beiden Gesprächspartnern, die mich mit erstaunlicher Geduld angehört haben – länger als es hier aufgeschrieben werden kann –, danke ich aufrichtig, auch für die weitere Aufbereitung des Textes.

Weinheim, im November 1998 Achim Kilian



Achim Kilian im Sommer 1942

„Sind wir nicht alle wahnsinnig?"

„18. März 1915. Der Reichstagsabgeordnete Dr. Haas ist, zur Reichstagssitzung, wieder hier [in Berlin]; er liegt noch immer in Westflandern im Schützengraben. Neulich hat er im Berliner Tageblatt einen guten Artikel gegen den Franzosenhaß u[nd] den Völkerhaß im allgemeinen veröffentlicht, […] Er besuchte mich, erzählt, daß draußen, soweit er sehen könne, an ein Weiterkommen nicht zu denken sei, weder für uns, noch für die Engländer u. Franzosen. Er glaubt, daß die Mehrzahl der Soldaten eher pazifistisch als militaristisch heimkehren werden – mit Ausnahme derjenigen, die hinter der Front bleiben. Giebt als Stimmungssymptom eine kleine Szene: er ging neulich mit einem Offizier u. anderen durch ein Gehölz, wo die Vögel schon frühlingshaft sangen und die Veilchen blühten. Plötzlich sagte einer von ihnen: ‚Sind wir nicht alle wahnsinnig? ist die Welt nicht wahnsinnig?'" (Theodor Wolff, Tagebuch 1914–1919).

Ein halbes Jahr später kommt Trompeter Walter Kilian, mein Vater, als 18jähriger Soldat der Feldhaubitz-Abteilung 192 von Dresden nach Laon in Frankreich: „19. September, Früh 7 Uhr geht die 3. Battr. an die Front, mittags um 1 Uhr die 1. Battr.". 1916/17 fährt er Munition an der Verdunfront. Thor Groote schreibt: „Dann folgen Tage und Nächte, in denen wir Munition für schwere und leichte Batterien und Infanterie fahren. Wochen schwerer Verluste. Wir kommen nicht mehr aus den Kleidern und kaum einmal aus dem Feuer heraus […]. Ich sitze müde in einer kleinen Bauernstube und habe vor mir Mutters Brief liegen. ‚Hier ist alles begeistert über den schönen Sieg…', steht darin… Ich lege den Brief still weg. Mich fröstelt."(Wir fahren den Tod. 1930. Das Buch gehörte „Feld-Hilfsveterinär" Markolf Hoefle, meinem Schwiegervater.)

Im September 1918 ist die Abteilung meines Vaters auf dem Rückmarsch nach Deutschland, hinter sich unerfahrene amerikanische Infanteristen: „Der Amerikaner folgt uns sehr zögernd. Er beschießt erst die Ortschaften ausgiebig mit Artillerie… Unbegreiflich wie die Franzosen und Engländer ihren Bundesgenossen so bluten lassen können." Später notiert mein Vater: „Ich kann niemals an die Internationale glauben", „Weg ihr grüblerischen Gedanken!", „Wir begrüßen die Freiheit, die uns laut versprochen wird. Aber nieder mit Unordnung und Willkür!" Irgendwo hat er Verse über Verdun gefunden und aufgeschrieben: „In Schutt und Kot, auf moderndem Gemäuer, auf Hängen, umgepflügt und blutgetränkt, todüberzuckt, umgestampft von Trommelfeuer, im kahlen Wald, entwurzelt und versengt. Da kleben wir, das Mordzeug in den Händen, durch Gas betäubt, an kahlen Trichterwänden." Bei der Schlacht um Verdun sind allein 1916 338 000 deutsche und 364 000 französische Soldaten gefallen.

1919 kehrt der 22jährige Walter Kilian nach Hause zurück. Der Abschied von den Pferden fällt ihm schwer. Auf Leben und Tod war er auf sie angewiesen. „16. Juni 1916. […] Jetzt merke ich erst, daß mein Pferd auch verwundet ist. Es hat einen Splitter in der rechten Schulter und blutet." Auf dem Weg in die Heimat hat mein Vater in Gambach bei Karlstadt/Main und in Krieschendorf an der Elbe mit seinen Quartiergebern Freundschaften geschlossen, die sich über Generationen fortsetzen werden. Auch dies gehört zu den Erlebnissen, die den jungen Krie-

ger fürs ganze Leben geprägt haben – wie mich im selben Alter die Jahre der Gefangenschaft prägen werden. Nur bekam ich die Chance zum raschen „Aufbruch in eine andere Welt", und er nicht.

„Ein tiefer Riß ging durch das ganze Volk – das Land war gleichsam in zwei verschiedene Welten zerfallen, vorne die der Soldaten, die kämpften und das Grauenhafteste an Entbehrungen erlitten, rückwärts die der Zuhausegebliebenen, die sorglos weiterlebten, … und an dem Elend der anderen noch verdienten" (Stefan Zweig). Verelendung griff um sich, und verstärkte Polarisationen nährten die Sorge wegen eines „bolschewistischen Brückenkopfs" Rußlands in Deutschland („Le Temps", Paris, 10. Dezember 1918ff.)

Nach kurzer Zeit der Rückgewöhnung ins Zivilleben findet mein Vater Anstellung bei einem Plauener Spitzenfabrikanten, der sich trotz der äußerst schwierigen Lage der Branche behaupten kann. Im Vogtland und dessen Umland herscht Hunger. Die Mark verfällt, der Schleichhandel blüht, die Zahl der Arbeitslosen wächst. Das benachbarte deutschbesiedelte Egerland gelangt nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns an die Tschechoslowakei. Unter den deutschen Farben Schwarz-Rot-Gold machen die Egerländer ihr Selbstbestimmungsrecht geltend und werden im März 1919 durch einen Aufruf der Sozialdemokraten zum Generalstreik unterstützt. Doch die Tschechen reagieren mit Waffengewalt, das Egerland bleibt tschechisch, und die Grenze zum Vogtland nimmt schärfere Konturen an. Die Revolution im benachbarten Bayern greift nicht auf das Vogtland über. Jetzt und später votiert die Mehrheit der Vogtländer für Frieden und Ordnung und somit bei den Wahlen zur Nationalversammlung für die Sozialdemokraten sowie für die Liberalen und Konservativen. Zentrum und Spartakusbund bzw. KPD rangieren zunächst am Rande.

Friedrich Ebert wird vorläufiger Reichspräsident. Unter Protest akzeptiert die deutsche Nationalversammlung den Versailler Friedensvertrag. Das Deutsche Reich erhält eine Verfassung, Friedrich Ebert wird formell als Reichspräsident bestätigt. Er erbringt „eine Leistung der Klugheit und Würde, des sicheren Taktes und des starken Gefühls für den eingeschriebenen Machtsinn der Stellung", indem er ein „über das Kampfspiel der Fraktionen" gehobenes und von Entscheidungen des Tages freies Amt schafft, das „den Staat repräsentativ abschließen sollte" (Theodor Heuss). Die junge Republik ist alles andere als stabil. Anarchisten, „Deutschvölkische", Hitleristen, Kommunisten, Putschisten, Separatisten und andere sorgen für Unruhen, stiften Verwirrung und gefährden Bestand und Einheit Deutschlands. Ein weithin unbekanntes Beispiel ist der Vorstoß von Max Hölz als „Organisator der Arbeitslosen und Desperados" (vgl. Pierre Broué, Histoire de l' Internationale Communiste 1919–1943) in das Vogtland. Als es ihm Ende März 1920 gelingt, Kommunisten aus dem Plauener Gefängnis zu befreien, überfällt er zunächst dort und danach in Oelsnitz die Druckhäuser der Zeitungen. Er verlangt Geld vom Plauener Stadtrat und von Oelsnitzer Geschäftsleuten, zündet in Falkenstein Fabrikantenhäuser an und läßt Arbeitslose auffordern, sich mit Waffen und Munition einzufinden, um eine „stehende Arbeiterwehr" zu verstärken. Die Reichswehr greift ein. Unter den Oelsnitzern, die je 100 000 Mark zahlen sollen, ist auch Warenhausbesitzer Adolf Heymann, der später als

Jude im NS-Regime enteignet und verfolgt werden wird. Das Zeitalter der Massen und ihrer Verführer ist angebrochen – mit allen seinen todbringenden und vernichtenden Folgen. Sind wir nicht alle wahnsinnig?

All dies begleitet meine späteren Eltern in der frühen Nachkriegszeit und durch die 20er Jahre. Zunächst bereist mein Vater als Handelsvertreter seines Plauener Stickereifabrikanten Ostpreußen und Danzig und besucht die Ostropamesse in Königsberg. Auf einer Rückreise lernt er meine Mutter kennen, die im selben Zug nach Berlin fährt. Für die Bauerntochter Martha Witte war eine solche Eisenbahnreise nach Berlin ein sehr seltenes Ereignis. Als meine Eltern 1925 in Zichow/Uckermark heiraten, hatte sich mein Vater kurze Zeit zuvor selbständig gemacht und eine kleine Automatenstickerei gegründet. Dazu wurden in einem flachen Anbau an sein Oelsnitzer Elternhaus einige gebrauchte Automatikstickmaschinen sowie die für Ausbesserungen und ergänzende Arbeiten nötigen Nähmaschinen aufgestellt und das Ganze „Stickerei Walkmühle" genannt. In der ersten Zeit arbeitet meine Mutter an einer der Nähmaschinen mit, neben ihr sitzt Lehrling Hans Müller. Er hat sich später in Plauen als Lebensmittelhändler selbständig gemacht, und die Freundschaft mit ihm und seiner Frau endete erst mit seinem Tod. Nach drei Jahren zieht der Betrieb nach Hundsgrün um. Hier lassen sich fünf 12-Yard-Stickautomaten aufstellen, und es gibt genügend Platz für die kleineren Maschinen, den Bügeltisch, den Packtisch, für das Lager und das „Contor". Diese „Stickerei Walter Kilian, Hundsgrün" nimmt von Ende der 20er Jahre bis 1933 solchen Aufschwung, daß zeitweise in Schichten gearbeitet wird. Später wird davon nicht mehr die Rede sein können. Auch wenn sich mein Vater mit seiner Stickerei immer wieder behaupten wird. Ständige Voraussetzung für den Erfolg sind das technische Knowhow meines Vaters als der „Seele" des Geschäfts, die modegerechten Vorschläge des Entwerfers, die gescheite Umsetzung in die erforderlichen Stiche für eine rationelle Fertigung, das sorgfältige „Punchen" der Schablonen für die Stickautomatik (die ein Vorläufer der späteren Lochkartenautomaten ist), die Zuverlässigkeit von Stickmeister Roth und jeder Aufpasserin an den langen und doppelstöckigen Stickmaschinen, die sorgfältige Pflege der Maschinen und ihrer komplizierten Technik, die Gewissenhaftigkeit jeder Mitarbeiterin sowie die enge Zusammenarbeit mit Vertreter Fritz Kaiser, Plauen, und mit kleinen und mittleren Kunden überall in Deutschland. In den umliegenden Dörfern sind geschickte Heimarbeiterinnen tätig, von denen einige der Firma über Jahrzehnte treu bleiben werden. All dies funktioniert offensichtlich ohne größere Störungen – bis 1933. In dieser Zeit wachsen meine Schwestern Ilse und Susanne und ich auf. Jetzt und später verleben wir und unsere jüngere Schwester Marieluise eine ungetrübte Kindheit. Vom geschäftlichen Alltag mit allen seinen Belastungen spüren wir nichts. Auch nichts von geschäftlichen Rückschlägen nach 1933 und vom politischen Umfeld. Das kommt alles erst später in unser Bewußtsein.

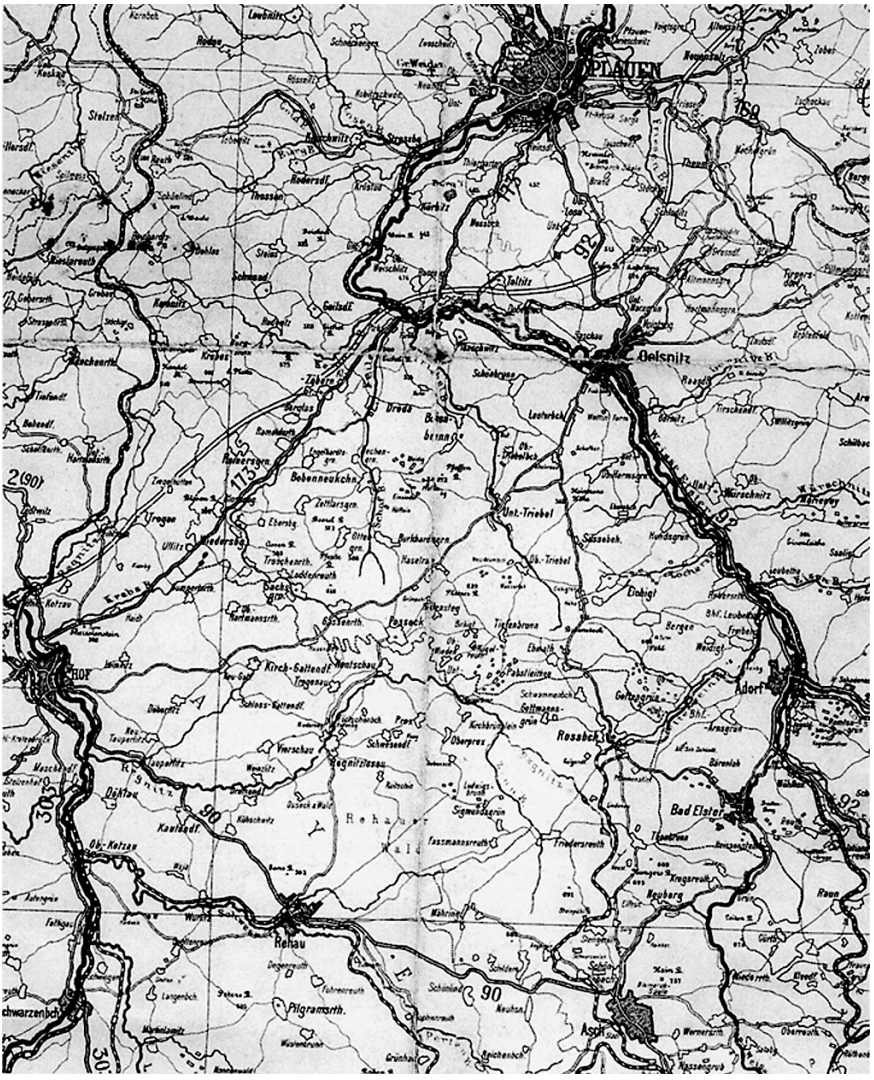
Familie

An Silvester 1926 wurde ich in Oelsnitz im Vogtland als erstes Kind meiner Eltern, Martha und Walter Kilian, geboren. Mein Vater war Vogtländer, meine Mutter Uckermärkerin. Großvater Kilian stammte aus Westpreußen und war als Müller auf der Wanderschaft im Vogtland geblieben. Mein Urgroßvater hatte eine große Wassermühle in der Tucheler Heide besessen. Dafür hatte er Kredite aufnehmen müssen, die er nicht mehr zurückzahlen konnte. So mußte er seine Wassermühle drangeben und ist deshalb mit seinen Kindern, außer meinem Großvater, vor der Jahrhundertwende in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Dort ist er dann bis in den weiten Westen gekommen und lebte als Trapper. Mein Urgroßvater und seine Frau sind in Amerika bei Elk, Washington, beerdigt. Die anderen Verwandten, die damals mit ihm ausgewandert waren, sind auch bis in den Staat Washington im äußersten Nordwesten der Vereinigten Staaten gelangt und waren dort in mehr oder weniger bescheidenen Berufen tätig. Es hat somit früh einen starken familiären Bezug zu Amerika gegeben. Auch andere Verwandte wanderten später dorthin aus. Mein Vater hatte vielleicht aus diesen Gründen sein ganzes Leben lang ein gewisses Fernweh, das er aber nie stillen konnte.

Mein Vater war als junger Mann im Ersten Weltkrieg und später von Anfang bis Ende im Zweiten Weltkrieg Soldat, Artillerist. 1943 mußte er seine Tätigkeit als Ausbilder bei der Artillerie aus Altersgründen aufgeben. Er sollte zu den Landesschützen, wollte aber nicht und wurde Sanitätsfeldwebel. Er war über ein Jahr in Dresden in einem Reservelazarett und zum Schluß des Krieges als Oberfeldwebel bei einer Sicherungsdivision an der Ostfront. Dadurch hatte er Umgang mit Russen, weil solche Sicherungsregimenter hauptsächlich aus Hilfswilligen gebildet wurden, und er sprach etwas Russisch. Er hat dabei auch die russische Mentalität kennengelernt.

Von Beruf war mein Vater Stickereikaufmann. Er hat sich nach einigen Jahren als Vertreter für andere Firmen 1925 mit seiner eigenen Stickerei selbständig gemacht und geheiratet. Später hat er die Stickerei nach Hundsgrün, fünf Kilometer südlich von Oelsnitz, verlegt und dort bis zu seinem Tod 1970 privat betrieben. Er hatte zu keinem Zeitpunkt eine Staatsbeteiligung. Nach seinem Tod mußte meine Mutter die Stickerei an den volkseigenen Betrieb „Plauener Spitze“ übergeben.

Mein Vater war durch seine Kriegserlebnisse im Ersten Weltkrieg ein Soldat, seinem Wesen nach jedoch ein eher beschaulicher Mensch. Er hat so oft vom Ersten Weltkrieg erzählt, daß es mir über wurde. Obwohl dies für meinen Vater ja ein Lebensabschnitt war, in dem es wiederholt um Leben oder Tod ging, konnte ich das als Junge nicht mehr mit anhören. Ich wollte nicht immer wieder solche trostlosen Erlebnisse aufnehmen. Zwischen den Kriegen und danach hat sich Vati, wie ihn meine Schwestern und ich nannten, voll und ganz der Stickerei gewidmet, offenbar recht erfolgreich, denn als die Weltwirtschaftskrise 1928 einsetzte, hat ihm das wenig ausgemacht. Er hat damals verschiedene ausgefallene Artikel hergestellt, zum Beispiel bestickte Bettwäsche, die gut abzusetzen



Auszug aus einer Wanderkarte für das Vogtland, ca. 1940

waren. Sein tatkräftiger und erfolgreicher Vertriebskollege war Fritz Kaiser. Für beide lief das Geschäft so gut, daß meine Eltern davon später als den besten Jahren ihrer Stickerei sprachen. Nach 1933 ist Fritz Kaiser als Jude ausgewandert und mit seiner Familie auf Umwegen nach Manchester gezogen. Bis auf die Kriegsjahre riß die Verbindung mit ihm nie ab. Bis zu seinem Lebensende hat Fritz Kaiser in Manchester gewohnt.

Die Familie Kaiser hielt sich zunächst im nahen Franzensbad in der ČSR auf. Mein Vater und Fritz Kaiser haben sich dort einmal getroffen und vermutlich über Geschäftliches und Privates gesprochen. Denn Kaisers Abreise aus Plauen war unauffällig und rasch erfolgt. Mein Vater hatte mich im Zug mit nach Franzensbad genommen, und ich meine heute, daß er dies tat, um zu Hause in Deutschland einen privaten Nachmittagsausflug vorzutäuschen. Aus heutiger Sicht betrachtet, begann damals unter den Deutschen ein politisch bedingtes Mißtrauen, das für viele in der späteren DDR erst 1990 zu Ende gehen sollte. Hoffentlich ohne Wiederkehr.

Als Hitler 1933 an die Macht kam, war mein Vater in einer zwiespältigen Position. Geschäftlich bekam er erhebliche Probleme, weil jüdische Kunden ausfielen und Fritz Kaiser bald wegging. Als Frontsoldat, als der er sich immer empfunden hat, hat er Hitler als Frontsoldaten Sympathien entgegengebracht. Ein Grund dafür war, daß die Kommunisten unter den Arbeitern in den Oelsnitzer Teppichfabriken sehr stark vertreten waren. Es gab viel Loyalität und Verbindungen zu Sowjetrußland. Sogar eine Leninfahne hatte man verliehen bekommen. Darüber wurde sicher in der Stadt immer wieder gesprochen. Auf der anderen Seite gab es die Bürgerlichen, die „Deutschnationalen“. Meine Eltern waren Anhänger Hindenburgs. Auch Stresemann haben sie geschätzt, der leider, wie auch Friedrich Ebert, viel zu früh verstorben ist. In Oelsnitz stellten die Kommunisten Anfang der 30er Jahre den Bürgermeister. Meine Eltern hatten ihn bestimmt nicht gewählt und ebensowenig Thälmann, als dieser sich um das Amt des Reichspräsidenten beworben hat. Hindenburgs zumindest äußerliche Zustimmung zu Hitler (Tag von Potsdam 1933) hat gewiß dazu beigetragen, daß mein Vater Parteigenosse geworden ist. Als er 1939 eingezogen wurde, da war mein Vater wieder Soldat. Seine für ihn wertvollsten Bücher waren und blieben Moltkes Ausgewählte Werke.

Das alles schreibe ich aus späterer Sicht. Damals als Sechsjähriger habe ich nur das Bild Hindenburgs gekannt, das neben dem Schreibtisch meines Vaters hing, und vage von der Schlacht bei Tannenberg gewußt, mit der Hindenburgs Soldaten 1914 den Vorstoß der Russen nach Ostpreußen abgewehrt hatten.

Als ich im Sommer 1933 einmal in der nahe dem Elternhaus vorbeifließenden Weißen Elster einen Revolver liegen sah, habe ich meinen Eltern davon ganz aufgeregt berichtet. Denn für mich war meine Entdekkung „Räuber und Gendarm“ pur, und meine Freunde in der Nachbarschaft staunten nicht schlecht!

Später hat mir mein westpreußischer Großvater, der seit der Auswanderung seiner Eltern und Geschwister nach Amerika in Oelsnitz wohnte, einmal erzählt, daß er Anfang der 20er Jahre zur Abstimmung in seiner Heimat West-

preußen gewesen sei. Später lernte ich, daß es damals um die Abtretung eines Teils von Westpreußen an Polen gegangen war. Zu der kam es nicht, weil die Mehrheit der Wähler für den Verbleib bei Deutschland gestimmt hatte. Von diesem Westpreußen hatte ich keine Vorstellung und wünschte mir immer, es kennenzulernen. Dort wollte ich hin!

Bei uns in Oelsnitz gab es ein großes Textilgeschäft, das einer jüdischen Familie gehörte. Mitte der 30er Jahre war die Familie Heymann weg, und das Geschäft wurde „arisiert". Auch dies erfuhr ich erst später, nicht als damals Neunjähriger. Deshalb ist auch meine Meinung, daß man den Weggang dieser Familie mit zumindest äußerlicher Gleichgültigkeit wahrgenommen hat, eine spätere. Ich höre mir viel an, sehe viel „Dokumentarisches", lese noch mehr und gerate zuweilen an Nachdenkenswertes – wie zum Beispiel die Worte von Saul Friedländer und Andrzej Szczypiorski beim Hannah-Arendt-Forum 1997 oder Gedanken von Brigitte Oleschinski zu meiner Vergangenheit. Das macht Mut inmitten der gefährlichen Schwäche der Menschen, der Gleichgültigkeit, die sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Menschheit zieht.

Großvater Witte, der Vater meiner Mutter, war in der Uckermark Schäfer gewesen und hatte später eine kleine Landwirtschaft erworben, außerhalb des Dorfes Zichow, in dem meine Mutter auch zur Schule ging. Das Dorf war dominiert vom Schloß eines Grafen von Arnim. Eine der Freundinnen meiner Mutter war eine Komteß, von der sie ihr Leben lang geschwärmt hat. Meine Mutter, ihre Schwester und ihr Bruder sind in dieser kleinen Landwirtschaft aufgewach-

Mit meinen Eltern nach der Heimkehr aus Mühlberg 1948 vor unserem Wohnhaus Walkmühle 3, Oelsnitz i. V.

sen und waren sehr religiös geprägt, wie die Großeltern und Urgroßeltern auch. Die Uckermärker waren ein preußischer Stamm: deutsch auf der einen und lutherisch auf der anderen Seite. Eher lutherisch als protestantisch. So ist meine Mutter auch in die Ehe mit ihrem Mann gegangen, der methodistisch geprägt war. Die Ehe hat unter diesen Verhältnissen nicht gelitten. Aber zu Hitler gab es unterschiedliche Meinungen. Meine Mutter war keine Parteigängerin. Sie war christlich und blieb das ihr Leben lang. Mich hat das später immer mehr geprägt. Meine Mutter hat sich bei „Mutter und Kind", einer Organisation der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, betätigt. Die Verpflichtung, sich dort zu engagieren, hat sie daher genommen, daß es in Oelsnitz viele arme Leute gab. Meine Eltern waren zwar nicht wohlhabend oder reich – sie hatten noch nicht mal ein eigenes richtiges Wohnhaus – aber sie haben nicht zu denen gehört, die Not gelitten haben. So hat sich meine Mutter aus ihrer christlichen Verantwortung heraus verpflichtet gefühlt. Das ging so bis zum Kriegsende. Als die vielen Flüchtlinge im Winter 44/45 kamen, war sie in einer großen Küche und hat für sie gekocht. Sie hat sehr viele Ostpreußen kennengelernt, und deren Leid war in der Zukunft immer ein Gesprächsstoff.

Meine drei Schwestern hatten auf mich keinen großen Einfluß. Sie sind jünger als ich, lieb und anhänglich. Ilse folgt gern ihren Interessen, die ins Wagemutige und Künstlerische gehen. Susanne hat sehr oft und viel mit mir gespielt und ist dabei auf meine jungenhaften Interessen eingegangen. Marieluise ist zehn Jahre jünger als ich und bleibt immer meine kleine Schwester. Sie ist ehrgeizig und sehr tüchtig. Von Kindesbeinen an haben wir uns alle vier gegenseitig gemocht.

Der Urgroßvater, der Fallensteller, kam einmal zu Besuch und hatte als Geld einen kleinen Sack Gold-Nuggets dabei. Er ließ bei meinen Eltern ein großes zweischneidiges Beil zurück, das ich auch noch kannte. Meine Mutter sprach von ihm wie von einer legendären Person. Das hat auch mich natürlich begeistert. 1936 kam dann Onkel Hermann aus Amerika. Er war einer der Söhne des Urgroßvaters. Wenn es um Politik ging, hat Onkel Hermann immer gesagt: „Ich bin ein freier Bürger eines freien Landes." Und so hat sich Onkel Hermann auch immer bewegt. Onkel Hermann, das war schon was, weil er von so weit her kam und weil er eben ganz anders war.

Im Sommer 1940 ging mein Traum in Erfüllung: Mein Vater fuhr mit meinen Schwestern Ilse und Susanne und mir nach Heinrichau in Westpreußen. Wir besuchten unsere Verwandten, die alle Bauern waren. Onkel Hermann Krause war nebenbei Standesbeamter und als solcher auch für das Gut Neudeck im Amt Langenau zuständig. In Neudeck war Paul von Hindenburg 1934 gestorben, und Onkel Krause zeigte uns in seinem Register Hindenburgs Sterbeurkunde. Bis auf Unteroffizier Walter Kilian in Uniform war diese Reise fast „friedensmäßig", wie man damals sagte. Anfang der 20er Jahre hatte mein Vater die Marienburg kennengelernt und unternahm jetzt mit uns einen Ausflug dorthin. Mit meiner Agfa Isolette fotografierte ich unter anderem das große Mosaikbild Marias an der Chorwand der Burgkirche. Es wurde 1945 zerstört, aber im Gegensatz zur Burg nicht wiederhergestellt. Für einen Abstecher in die Heimat der Urgroßeltern Ki-

lian in der Tucheler Heide reichte die Zeit nicht. Es sollte meine letzte Reise im Kreis der Kilian-Familie sein.

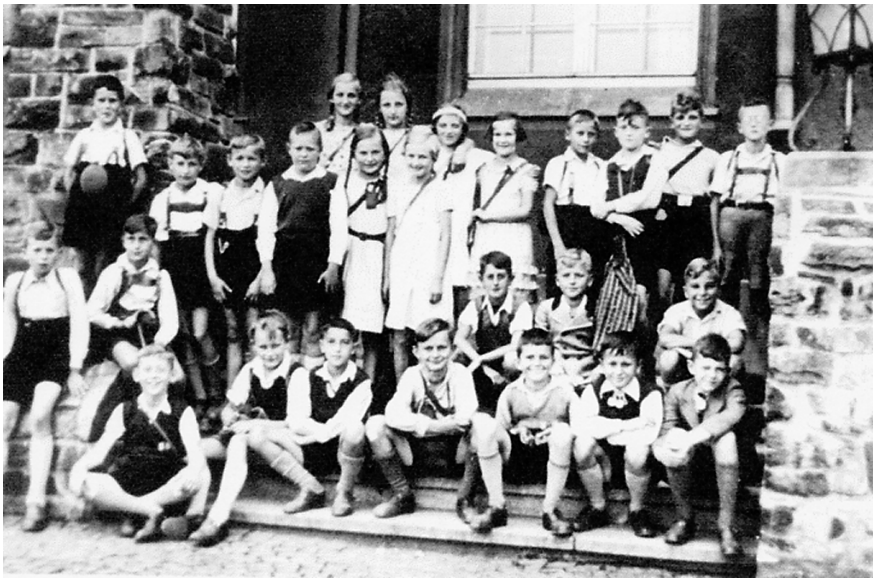
Der Bruder meiner Mutter, Onkel Martin, war Förster. Im Ersten Weltkrieg hatte er ein Auge verloren und war in Gefangenschaft geraten. Auf die Engländer war er nicht gut zu sprechen, weil die Behandlung während der Kriegsgefangenschaft anfänglich nicht besonders war. Ich blieb ihm als Junge immer ein bißchen fremd, weil ich mit der Jagd und dem Wald nichts im Sinn hatte. Aber Onkel Martin war für mich ein bemerkenswerter Onkel, weil er so wunderbar erzählen konnte. Wenn er zu uns kam, dann war die Stube bis in Augenhöhe vom Zigarrenrauch vernebelt. Er wurde dann auch im Zweiten Weltkrieg noch einmal Soldat, aber wegen seines Auges nur für kurze Zeit. Später war er eine Zeitlang Förster bei Graudenz in Westpreußen. Ich habe ihn dort auch einmal besucht, ehe ich Soldat wurde. Kurz vor Kriegsende, als ich in Burg bei Magdeburg stationiert war und er wieder in Magdeburgerforth wohnte, habe ich ihn zum letzten Mal gesehen. Damals hatte ich sehr nachdenkliche Gespräche mit ihm: Der Krieg war verloren, wie sollte es weitergehen? Als die Russen kamen, muß es in Magdeburgerforth sehr schlimm gewesen sein. Onkel Martin ist in den Wald gegangen und hat sich erschossen. Davon habe ich später im Mühlberger Lager erfahren, weil seine Schwester, Tante Luise, auch in Mühlberg eingesperrt war. Sie ist dort im Januar 1946 gestorben. Beides konnte ich meinen Eltern auf Kassibern mitteilen.

Schule

Ostern 1933 kam ich in die Schule. Vorher hatte ich durch einen Drachen, der mir ins Auge geflogen ist, mein linkes Auge verloren. Als ich in die Schule kam, hatte ich noch kein Glasauge, wurde aber von meinen Schulkameraden deshalb nicht gehänselt. Ich mußte mich als kleiner Knirps in dieser relativ großen Volksschulklasse behaupten. Dort war eine Menge Rabauken drin. Ich galt mehr als Muttersöhnchen.

1937 kam ich in die Oberschule. Unter den Lehrern war ein einziger, der uns ganz offen bei bestimmten Anlässen aufhorchen ließ. Als 1938 das Sudetenland deutsch wurde, ging dem voraus, daß der sogenannte Ascher Zipfel von Sudetendeutschen „befreit“ wurde. Das heißt, die haben ihren Ascher Zipfel, der zwischen Bayern und dem Vogtland da so hineinragt, ungefähr eine Woche vor dem Münchner Abkommen in die eigenen Hände genommen. Die tschechischen Grenzbeamten und Polizisten wurden verhaftet und am nächsten Tag mit Lastwagen durch Oelsnitz nach Plauen ins Gefängnis gebracht.

Von diesen Ereignissen wußten wir nichts, aber der Englischlehrer, der wußte das. Und er hat zu uns gesagt: „Jungs, ich kann heute keinen Unterricht halten, ich bin so aufgeregt und aufgebracht, ich schicke euch nach Hause.“ Der Mann hatte Mut. Auf dem Heimweg habe ich solch einen Lkw gesehen. Dann wußte ich, was los war. Die hatten so komische Helme auf, es waren also Frem-



Klassenausflug 1937 nach Schöneck. Sextanerklasse der „Deutschen Oberschule für Jungen Oelsnitz i. V.“

de. Dann habe ich das zu Hause erzählt, und abends hat mein Vater gesagt, daß sie mit Sicherheit aus dem Ascher Zipfel gekommen wären. Meine Mutter wußte das auch nicht. Aber der Lehrer hat uns nach Hause geschickt, und das habe ich eigentlich nie vergessen.

Es gab zwei andere Lehrer, die waren fürsorglich. Wenn ein gewisser Eifer in die aus späterer Sicht falsche Richtung spürbar wurde, dann hat uns unser Biologielehrer gedämpft. Er hat immer versucht, uns für die Natur einzunehmen und damit von mancher Begeisterung, die sonst in die andere Richtung gegangen wäre, abzubringen. Die meisten Lehrer haben das, was sich abspielte, was man las und hörte, in keiner Weise angesprochen, blieben eher „neutral“.

Etwa 1941/42 mußten wir bei unserem Deutsch- und Geschichtslehrer einen Aufsatz schreiben: „Warum gewinnen wir diesen Krieg?“. In dieser Zeit war es üblich, daß man am 20. April zu Hitlers Geburtstag in Uniform in die Schule gehen mußte. Er kam als Amtswalter der NSDAP. Jüngst bekam ich nun ein Buch „Zeitzeugen über das Ende des Dritten Reiches“ in die Hände. Da kommt auch dieser Lehrer drin vor. Seine Frau beschreibt ihn dort als Widerstandskämpfer. Er sei zum Schluß des Krieges in Bedrängnis geraten, und das möchte ich auch nicht bagatellisieren. Er hätte irgendeine nonkonformistische Äußerung getan und war dafür von den Eltern eines Schülers angezeigt worden. Einem bösen Schicksal sei er nur dadurch entgangen, daß er zur Wehrmacht kam. Aber er war doch zuvor einer von den Lehrern, die uns ganz im Sinne des Nationalsozialismus unterrichtet haben. Geschichte wurde nie im Zusammenhang erzählt, sondern immer eingefärbt. Wir haben zum Beispiel über den Hundertjährigen Krieg zwischen England und Frankreich ein Drittel eines gesamten Schuljahres

gesprochen. Wohl nicht zufällig, denn es war ja Krieg gegen Engländer und Franzosen. Und solche Themen wie der Aufsatz waren keine Einzelfälle. Bei anderen Lehrern war das ähnlich, nur nicht so stramm. Außer bei unserem Lateinlehrer. Der kam am 20. April immer in SA-Uniform, auch wenn er keinen besonderen Rang innehatte. Der war sehr striez. An einem Jahrestag der DDR hat mein Schwager, ein Schneidermeister, der bei DDR-Wahlen immer hinter den Vorhang ging, eine Medaille verliehen bekommen und mich später gefragt: „Soll ich sie nun wegschmeißen, oder was soll ich damit machen?“ Mein ehemaliger Lateinlehrer erschien bei dieser Ordensverleihung mit sieben oder acht Medaillen. Er war eben ein treuer Parteigänger der SED geworden. Wie auch der Geschichtslehrer. Als ich 1948 aus dem Lager Mühlberg heimkehrte, hat er mich auf der Straße begrüßt und mir empfohlen, mich auf die neue Zeit einzustellen. Er blieb Lehrer, denn er war ja Widerstandskämpfer. Die schulische Beeinflussung war nicht so, daß man auch andere Stimmungen mitbekommen hätte.

Umgekehrt ist zu sagen, daß ich es in meinen Flegeljahren niemandem leicht gemacht habe, weder meiner Mutter noch meinen Lehrern. Lise Gast war schon damals als Schriftstellerin bekannt, und ausgerechnet ihr Mann hat mich als unser Klassenlehrer für mein Verhalten im Zeugnis gerügt. Dieser Dr. Richter war nicht lange an unserer Schule und ist im Krieg gefallen. Wir schätzten ihn als patenten Physiklehrer. Auch vom Bannführer bekam ich einmal eine „Zigarre“. Wenn ich dies so schreibe, schäme ich mich gegenüber meiner Mutter. Denn sie mußte sich im Krieg um die Familie und um die Stickerei kümmern, und das war genug. Ich hätte ihr besser beistehen als ihr Kummer machen sollen. Wäre Heinz Thomä nicht schon Soldat gewesen, hätte er mir als älterer Freund gewiß „die Leviten gegeigt“.

Ich habe mich im Krieg sehr für die Marine begeistert und wollte unbedingt zur Kriegsmarine gehen. Das hat mich so fasziniert. Meine Marinebegeisterung führte auch dazu, daß ich etwa so zwölf Jungs hatte, mit denen ich, freiwillig natürlich, das Winken der seemännischen „Signalgasten“ gelernt habe. Das hat einmal einen ganzen Sommer lang mein Jungvolkleben in stärkster Weise beeinflußt. Die Marine ist bis heute mein großes Hobby geblieben. Ich habe mich wohl gern nach Dingen gesehnt, die eigentlich über meine Kapazitäten gingen. Auch hier. Denn später wurde ich seekrank und alles mögliche. Aber damals hat mir unser Studiendirektor Professor Hoyer erlaubt, eine Ausstellung zu machen. So habe ich in einem Klassenzimmer eine kleine Marineausstellung veranstaltet, weil ich eben so gut Bescheid wußte. Ich konnte über vieles Seemännische Auskunft geben. Hoyer war ein sehr sachlicher Lehrer, der mich später auch in die Kinderlandverschickung geschickt hat, weil er zwei, drei Leute melden mußte. Er meinte, wir seien in der Klasse eben mit die Besten und könnten das am ehesten verkraften.

„Ich rufe die Jugend der Welt ...!"

„Möchte der olympische Gedanke sich seinen Weg bahnen durch die Zeiten" verkünden riesige Lettern am Ende der Schlußfeier der X. Olympischen Spiele 1932 in Los Angeles, und die Fahne Deutschlands neben denen Griechenlands und der USA zeigt an, daß die nächsten Sommerspiele 1936 in Berlin stattfinden werden. An diesem Vorhaben wird die Machtergreifung Hitlers nichts ändern. Im Gegenteil. Im Februar 1936 werden sich zunächst Sportler aus 28 Nationen in Garmisch-Partenkirchen zu den IV. Olympischen Winterspielen einfinden. „Nur wenige von ihnen kannten das Land, das ihnen olympisches Gastrecht gewährte; was sie wußten, war oftmals häßlich verdreht zu ihren Ohren gekommen." (Walter Richter in Band 1 der vom „Cigaretten-Bilderdienst Altona-Bahrenfeld" herausgegebenen Alben über die Olympiade 1936). Im August 1936 kann das IOC dann Sportler aus 50 Ländern zur XI. Sommerolympiade willkommen heißen. „Dunkle Wolken ziehen über Europa dahin. In banger Erwartung leben Millionen. Spannungen ungeheurer Umwälzungen entladen ihre Kräfte. Aber wie eine Insel des Friedens schwimmt Deutschland in dem Meere der Nationen. Das deutsche Volk hat sich unter seinem Führer zu sich selbst zurückgefunden und schreitet fest und sicher durch den Strudel der Zeit"– und so weiter. Diese bombastischen Sprüche in miserablem Deutsch lese ich jetzt – 1998 – zum ersten Mal. Sie stehen in Band 2 (1401.–1500. Tausend!) der oben erwähnten Olympia-Alben, die seinerzeit in Verantwortung von H.F. und Philipp F. Reemtsma herausgegeben worden sind.

Für mich ist die Olympiade ein spannendes Ereignis gewesen. Bis heute erinnere ich mich an die Abfahrtsläufe von Christl Cranz und Guzzi Lantschner, an den Skispringer Birger Ruud (Norwegen), an die Paarläufe der Geschwister Pausin (Österreich) und von Maxie Herber/Ernst Baier (Deutschland). Nicht zu vergessen Namensvetter Hanns Kilian, dessen Viererbob (Deutschland 1) leider nur Siebter wurde. Unvergessen sind „der schnellste Mann der Welt" Jesse Owens (USA), der Finne Iso-Hollo und Marathonsieger Kitei Son (Japan). „Und was war es für ein Genuß, [beim Turmspringen] den Amerikanerinnen und Amerikanern zuzusehen!" (Band 2). Unvergessen Konrad Freiherr von Wangenheim, der trotz eines Schlüsselbeinbruchs der deutschen Military-Equipe zur Goldmedaille verhilft. Ein Vorgriff: Am 23. Januar 1953 stirbt von Wangenheim in sowjetischer Gefangenschaft. 1949 hat man ihn zu 25 Jahren Haft verurteilt. Verzweifelt und ohne Hoffnung erhängt er sich.

Unweit von Berlin ist für die Olympioniken ein Olympisches Dorf erstellt worden. Zu diesem Ort: Im Sommer 1945 wird das Militärtribunal der 60. Garde-Schützen-Division der Roten Armee 21 Berliner Jugendliche im Alter von 15 bis 17 Jahren wegen angeblicher Werwolftätigkeit aburteilen. Sechs von ihnen erhalten die Todesstrafe und werden am 13. August 1945 „12 Kilometer südostwärts der Ortschaft Olimpischdorf" erschossen. Der Ort ihrer Bestattung ist nicht bekannt. Die Eltern erfahren nichts. 1996 hebt die Hauptstaatsanwaltschaft der Russischen Föderation, Moskau, die Urteile auf. Welch tragische örtliche Übereinstimmung! Neun Jahre zuvor, am 13. August 1936, fanden olympische Wett-

kämpfe in acht Disziplinen statt: Basketball, Boxen, Fechten, Fußball, Hockey, Reiten, Rudern (in Grünau nahe Adlershof, woher einige der Jungen stammen) und Schwimmen.

Noch einmal Band 2 des Reemtsma-Albums: „Aus der Reihe der griechischen Kämpfer tritt Spyridon Louis, der Marathonsieger von 1896, und überreicht dem Führer einen Olivenzweig, den er im heiligen Hain von Olympia gepflückt hat." Inmitten der Jugend der Welt läßt sich Hitler 1936 feiern, und drei Jahre später wird er ohne Skrupel den Angriff auf Polen befehlen. Er wird es zulassen, daß Olympioniken ins Konzentrationslager eingesperrt werden und darin umkommen. Und Hitlers Durchhaltebefehle aus seinem Bunker neben der Reichskanzlei werden noch Ende April 1945 auch rings um das Olympiastadion Hunderten von Hitlerjungen und Soldaten den Tod in sinnlosem Kampf und als aufgehängte Deserteure bringen.

Ist das nicht alles wahnsinnig?

Der Sommer 1939 ist so schön wie der Olympiadesommer 1936. Ab und zu verdüstern laute Radio- und Zeitungsmeldungen über Danzig und Polen die heitere Ferienstimmung. So wie ein Jahr zuvor die von Hitler inszenierte Tschechenkrise aufhorchen und erschrecken ließ. Doch hatten ihm nicht Großbritanniens Chamberlain, Frankreichs Daladier und der italienische Duce Mussolini beigestanden und in seinem Sinne entschieden, ohne die Prager Regierung auch nur zu konsultieren? Wird denn der Sommer 1998 so trüb, weil sich Europa seine Ferienstimmung nicht vom Leiden im Kosovo verderben lassen will?

Ende August 1939 schlägt wie ein Blitz die Nachricht von einem Pakt zwischen Hitler und Stalin ein. Schlag auf Schlag folgt. Autobenzin wird rationiert, Lebensmittelkarten werden ausgegeben, Reservisten erhalten Einberufungsbefehle. Auch mein Vater. Am 1. September verkündet Hitler vor dem Reichstag in einer Rede, die alle deutschen Sender übertragen, den Überfall auf Polen. Ein halbes Jahr zuvor hatte er Prag und die „Resttschechei" besetzen lassen, und ein Vierteljahr zuvor hatte er in einer geheimen Besprechung mit Generälen gesagt, „ein Angriff auf Polen ist nur dann von Erfolg, wenn der Westen aus dem Spiel bleibt." Er irrte. Am 3. September 1939 treten Großbritannien und Frankreich als Bündnispartner Polens in den Krieg ein. Viel zu spät wacht man im Westen auf und läßt Erfolge zu, deren Opfer und Auswirkungen sich ins Unfaßbare steigern werden. Nicht nur die Jugend der Welt wird sich bis aufs Messer bekämpfen, die Ölzweige und Palmwedel des Friedens zertrampeln und statt um olympische Medaillen zu gewinnen um Ehrenzeichen des Tötens und Mordens miteinander ringen. Das Grauen wird überall sein. Zwar wird am Ende die Hybris eines Adolf Hitler überwunden sein. Doch um welchen Preis! Stalin wird bleiben, was nicht weniger furchtbar ist.

Als ich 1944 Soldat werde, ist meine in jeder Hinsicht behütete Kinder- und Jugendzeit in unserer Familie unwiderruflich vorbei. Auch wenn wir alle 1945 nach meiner und meines Vaters Heimkehr „aus dem Krieg" noch einmal für sechs Wochen glücklich vereint sind. Trotz vieler Ungewißheiten trägt uns jeden Tag die Freude über das Beisammensein, und ganz behutsam beginnen wir, Pläne zu schmieden. In Hundsgrün kümmert sich mein Vater um seine unversehr-

ten Stickmaschinen. Seit 1943 stand die Stickerei still. Sie diente als Depot für einen nach Oelsnitz verlegten Heinkel-Betrieb. Die beiden für die Lagerhaltung Verantwortlichen aus dem Schwäbischen hatten nur bescheidene Platzwünsche angemeldet, so daß alles Inventar einschließlich des Maschinenparks unbeeinträchtigt geblieben war. Das Papier der Heinkelformulare enthebt meinen Vater jahrzehntelang der Sorge um Briefpapier. Meßgeräte und Heinkelbücherei sind weniger ergiebig. Trotz des Sommers wird der große Koksofen „angeworfen", um nazistisches Gedankengut aus Heinkelbuchbeständen zu beseitigen. Dabei helfe ich meinem Vater nach Kräften. Im nachhinein erinnere ich mich an Phrasen und nochmals Phrasen, und später werden mich die Phrasen in DDR-Büchern ebenso abstoßen. Kurz nach meiner Festnahme durch das NKWD kommt ein sowjetischer Offizier nach Hundsgrün und „befiehlt" meinem Vater ohne große Umstände, die Fertigung aufzunehmen. Alles ist knapp. Wenn ich nicht irre, bestickt mein Vater als erstes irgendwelche Stoffe bis hin zu Fallschirmseide und fertigt daraus Damenblusen.

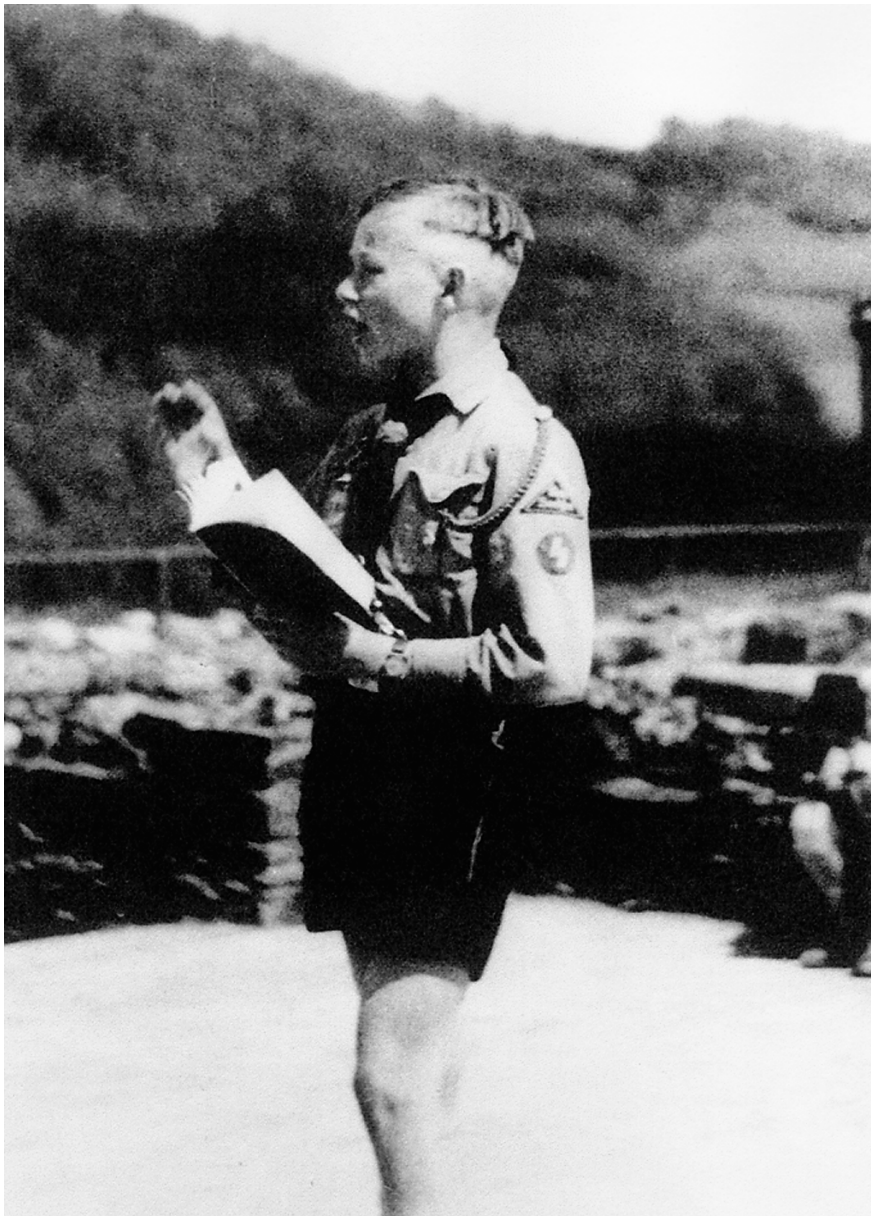
„Ich rufe die Jugend der Welt" wird es 1948 für die Spiele in London und für 1952 nach Helsinki heißen. Kann man denn einfach so weitermachen, als wäre nichts geschehen?

Jungvolk

1936 war ich mit allen Gleichaltrigen zum Jungvolk gekommen. Das war nicht einfach für mich, weil ich ein Kleiner war. Bei unserer ersten Fahrt habe ich solches Heimweh bekommen, daß mich meine Eltern wieder abholen mußten. Ich war eben ein bißchen Muttersöhnchen, und das Durchsetzungsvermögen war manchmal mein Problem. Im nächsten Jahr sind wir dann mit dem Fahrrad bis hinunter nach Franken gefahren. Es war eine schöne Fahrt, erlebnisreich und gut aufeinander abgestimmt, sehr harmonisch. Von dieser Fahrt habe ich jahrelang geschwärmt und von meinem Fähnleinführer „Monko" auch. Er ist später im Krieg gefallen. Meine Jungvolkzeit war überhaupt durch solche Fahrten und Geländespiele und vom Sport geprägt. Im Winter sind wir viel Ski gelaufen.

Ich bin dann beim Jungvolk geblieben, was mit zwei Dingen zusammenhing. Auf der einen Seite hatte ich beim Jungvolk die Möglichkeit, als Jungenschaftsführer und dann Jungzugführer erst zwölf und dann 30 bis 35 Jungen zu führen. Außerdem brauchte ich dadurch nicht in die Hitlerjugend (HJ), die mich nicht so sehr angezogen hat. Die Marine-HJ war bei uns in Oelsnitz sowieso ein lahmer Verein, aber ich hatte auch Bange vor den Großen. Beim Jungvolk konnte ich mich eher durchsetzen, denn die Pimpfe waren jünger als ich. Es wäre gelogen, wenn ausgerechnet ich sagen würde, daß ich nicht gerne beim Jungvolk war. Ich habe mich beim Jungvolk behaupten können, bin mit den Jungs zurechtgekommen und hatte viele schöne Erlebnisse.

Als der Krieg losging, hatten wir schulfrei. Da wußten auch die Eltern noch nichts mit dem Krieg anzufangen. Als dann drei Tage später der Krieg mit Eng-



Während der Singstunde auf der Pfingstfahrt 1940 nach Elsterberg

land und Frankreich losging, hat meine Mutter dann doch gesagt: „Na, hoffentlich geht das gut aus." Als das Sudetenland 1938 deutsch wurde, hat man sich nach allem vorangegangenen Hickhack darüber gefreut. Als das Memelland besetzt wurde, kam einer unserer Lehrer in die Klasse und rief: „Das Memelland ist deutsch!" Mit Prag und mit Kriegsbeginn wurde das verhaltener. Beim Jungvolk hatten wir keine systematische ideologische Schulung, sondern lediglich Heimabende, die oft sehr langweilig waren. Natürlich hatten wir die Uniform und die Fahnen. In der Jungvolkzeit haben wir gelernt, uns zu behaupten, jeder war für sich in gewisser Weise ein Kerl, und damit war ich bald weit über meine Heimweh- und Muttersöhnchenphase hinaus.

1940, da war der Krieg gegen Frankreich, der innerhalb von wenigen Wochen zu Ende gebracht worden war, wo damals mein Vater im Ersten Weltkrieg drei Jahre bei Verdun gelegen hatte. Danach sind manche Erwachsenen herumgelaufen, als hätten sie höchstpersönlich den Krieg gewonnen. Das hat sich 1941 durch den Rußlandkrieg sehr geändert. Schon den Balkankrieg hatte keiner so richtig verstanden, diese Verzettelung nach allen Himmelsrichtungen hin, Norwegen, Dänemark ... Mit dem Rußlandkrieg, da bekam man kalte Füße.

Am 22. Juni 1941 wollten wir mit dem Jungvolk eine Radtour unternehmen. Als wir uns an diesem Sonntagmorgen trafen, habe ich sinngemäß dasselbe gesagt, was mein Lehrer 1938 gesagt hatte: Mir ist heute nicht nach Ausflug zumute. Wie soll ich das heute erklären? Damals war ich fast 14 $^1/_2$ Jahre alt. Als wir daheim im Radio vom Krieg mit Rußland gehört hatten, war meine Mutter sprachlos, ratlos. Ich weiß nicht mehr, was sie zu mir gesagt hat, bin aber wohl ebenso sprachlos und ratlos mit dem Rad losgefahren. Bis ich zu unserem Treffpunkt in der Stadt am Platz vor der „Goldenen Sonne" kam, war ich entschlossen, heute nicht spazierenzufahren. Das sagte mir ganz einfach meine Stimmung. Die war auf dem Nullpunkt. Instinktiv hatte ich sicher Angst vor den Russen. Denn inzwischen hatte ich mehr über deren Einfall in Ostpreußen 1914 gelesen und Bilder davon gesehen. Ich wußte, daß sich deutsche Soldaten und Rotarmisten im Herbst 1939 in Polen begegnet waren, und noch heute erinnere ich mich, wie merkwürdig es mich berührt hatte, als – eventuell in der Wochenschau – Bilder von einer deutsch-russischen Siegesparade 1939 in Brest gezeigt worden waren. Und jetzt?

Die Ideologie hat damals für mich eigentlich überhaupt keine Rolle gespielt. Wir kannten Hitlers Lebenslauf in den wichtigsten Passagen, aber nationalsozialistisches Gedankengut war nicht in nennenswerter Form vorhanden. Es gab zwar diese berühmten Wochensprüche wie „Meine Ehre heißt Treue" und ähnliches, aber das könnte ich heute nicht mehr zitieren, denn das hat mich überhaupt nicht interessiert. Ich war neben der Schule ganz und gar durch den Krieg, die Marine- und ein bißchen Indianerbegeisterung beansprucht. Über den Jagdflieger Mölders, den Tod von Udet oder den Untergang des Schlachtschiffes „Bismarck" könnte ich ausführlich berichten, wie ich das erlebt und empfunden habe. Der Untergang der „Bismarck" am 27. Mai 1941 war für mich ein Erlebnis ganz negativer Art. Das war für mich genauso schlimm wie später

Stalingrad, denn da wurde ich mit Realitäten konfrontiert, die ich mir als Vierzehn- und Sechzehnjähriger überhaupt nicht vorstellen konnte.

1942 war ich sechs Wochen scharlachkrank und mußte mich hinterher sehr schonen. Scharlach ist schwer in dem Alter, und ich konnte plötzlich nicht mehr schnell rennen. Vorher war ich beim 60-m-Lauf sehr gut, hinterher war ich einer der schwächsten.

Daß damals der Vormarsch bis nach Stalingrad ging, das habe ich noch sehr genau in Erinnerung. Mein Vater wurde von der Artillerie weggeholt und machte eine Sanitäterausbildung. Das war in der Endphase von Stalingrad, und die Niedergeschlagenheit war entsprechend. Ein Plauener Regiment, viele aus meiner Schule, war mit dabei in Stalingrad, und die meisten von ihnen sind dort gefallen. Als später Italien abfiel, hat mir mein bester Schulfreund Egon gesagt: „Der Krieg ist jetzt verloren." Sein Vater habe gesagt: „Das schaffen die nie mehr, das ist ausgeschlossen." So haben wir uns damals öfter unterhalten. Denn unter uns sprachen wir eigentlich über alles. Das blieb bis zu Egons Tod so.

Kinderlandverschickung

Ende Januar 1943 kam ich zur Kinderlandverschickung. Das war deshalb sehr interessant, weil ich in fünf Monaten drei verschiedene Lager kennenlernte. Zuerst ging es nach Sebnitz, dort waren saarländische Jungen mit ihren Lehrern. Von denen habe ich zum ersten Mal von schlimmen Bombenangriffen und Evakuierungen von Kriegsbeginn 1939 bis Sommer 1940 gehört. Der Horizont reichte ja nach Westen hin eigentlich kaum über Hof hinaus. Die Saarländer waren alles andere als zackig, die Lehrer richtig gemütlich. Das war sehr angenehm. Als die Saarländer heimfuhren, wurden wir versetzt. Mein „Zweiter" war ein Leipziger, Curt, heimwehkrank, zivil, patent. Der hat mich dazu gebracht, daß wir bei der Versetzung nach Werdau erst mal drei Tage nach Hause gefahren sind. Als wir uns dann in Zwickau beim Bannführer auch noch in Zivil gemeldet haben, sind wir unangenehm aufgefallen. Unser „Lager" war ein Heim bei Werdau mit etwa 50 schleswig-holsteinischen Jungs, und nebenan war ein solches mit schleswig-holsteinischen Mädchen. Die Zusammenarbeit war prima. Das führte zum Beispiel dazu, daß wir nachmittags oft miteinander Völkerball und abends Mikado und ähnliches gespielt haben. Die Schleswig-Holsteiner kamen nicht aus Bombengebieten, sondern aus armen Familien und wurden in diesem halben Jahr KLV-Aufenthalt aufgepäppelt. So lag der Sinn dieses Aufenthaltes darin, diese Kinder, Jungs und Mädchen, möglichst unter normalen Verhältnissen leben zu lassen. Alle hatten Gasteltern. Wir, die Lagermannschaftsführer, hatten mehr oder weniger für Ordnung zu sorgen: pünktliches Aufstehen, am Nachmittag zwei Stunden Beschäftigung, Putz- und Flickstunde, Spindappell und so weiter. Wenn jemand aufgefallen ist, mußte er am Sonntag früh um fünf zum Waldlauf antreten. Aber dann kamen doppelt so viele, wie eigentlich sollten, denn das hat denen sogar Spaß gemacht, war eine

kleine Herausforderung. Wir hatten mit diesen Jungs aus dem Kreis Steinburg und ihren Lehrern keine Probleme.

Ganz anders war es dann bei meiner letzten Station, in Rodewitz. Das waren 30 bis 35 Jungs aus dem Generalgouvernement, Deutsche aus Polen, die für ein Jahr in die Kinderlandverschickung gekommen waren, um Deutsch zu lernen. Wir wohnten alle in der Dorfschule. Den Lagerleiter kannte man in dunkelblauer NS-Lehrerbund-Uniform; er und seine Frau, die auch im Lager war, haben es sich auf unser aller Kosten gut gehen lassen. Der Umgang mit diesem Lehrer und Lagerleiter war schwierig, der Dienstplan mußte zum Beispiel auf Minuten genau aufgestellt werden. Wir sind dadurch ganz gut miteinander zurechtgekommen, daß in der Zeit, in der ich dort war, die Prüfungen für das Leistungsabzeichen abgelegt wurden. Das Training verlegte ich weg von der Schule, zum Beispiel den 3000-m-Waldlauf. Ich mußte zudem diesen fast gleichaltrigen Jungen aus dem Generalgouvernement beweisen, daß sie mich nicht unterkriegen konnten. Es gab auch einmal eine Schlägerei, da wollten mich vier oder fünf unbedingt niederzwingen. Ich mußte meine Autorität wirklich physisch erwerben, und das ist mir durch diese Prüfungen und das Training dafür ganz gut geglückt. Dazu gehörte auch das HJ-Schießabzeichen mit Kleinkalibergewehr. Mit meinem einen Auge habe ich immer gut geschossen, denn ich brauche kein Auge zuzukneifen.

Dann wurden wir im Juni 1943 mit einem Sonderzug nach Warschau gebracht. Die Jungen und Mädchen fuhren, und wir – die Lagerleiter, Lagermannschaftsführer usw. – begleiteten sie. Das war natürlich ein Erlebnis. Der Zug fuhr in Dresden ab, wir Rodewitzer stiegen in Bautzen ein, und am nächsten Tag kamen wir gegen 11 Uhr in Warschau an. Nach der Begrüßung im Hauptbahnhof löste sich dann alles auf. Ich habe fünf oder sechs Jungs nach Petrikau gebracht und bei dieser Gelegenheit einen meiner früheren Lehrer besucht und bei ihm übernachtet. Am nächsten Tag bin ich wieder nach Warschau zurückgefahren. Ich war damals das erste und einzige Mal in meinem Leben in Warschau. Es war ein sonniger Tag, und ich ging in Jungvolkuniform durch die Stadt. Manche Frauen haben mich nicht gerade freundlich angeguckt. Ich hatte aber auch komischerweise keine Angst, war eher neugierig. Am Himmel hing eine Rauchwolke, und weit entfernt qualmte es. Dann kamen deutsche Soldaten und meinten, ich solle hier nicht so in Uniform herumlaufen. „Was dort brennt, ist das Judenghetto, das ist nicht mehr."

Das war Klartext, den ich aber nicht ohne weiteres verstand. Offen gesagt, ich wußte mit meinen damals 16 $^1/_2$ Jahren weder so richtig, was ein Ghetto ist, noch, wie man das Wort schreibt. Dazu die Bemerkung, daß ich in jüngster Zeit über ein bei Oldenbourg, München/Berlin 1942, erschienenes „A bis Z-Wörterbuch und Regelverzeichnis" verfüge, das seit 1941 in allen bayerischen Volksschulen „vom 6. Schuljahr ab" galt. Das Wort Ghetto kommt darin nicht vor. So war es vermutlich auch bei uns in Sachsen. Und fragen wollte ich die Soldaten nicht. Erst mit meiner Mutter habe ich darüber gesprochen. Natürlich wußte sie nichts vom Warschauer Ghetto, erklärte mir aber, was ein Ghetto ist, und sagte, was ich schon 1939 von ihr gehört hatte: „Wenn das mal alles gut geht." Mit sol-

chen Auskünften ging meine jugendlich-idealistische Begeisterung zu Bruch, auch wenn ich mir nichts Genaues unter dem „wenn-das-man-gut-geht“ vorstellen konnte.

Damals habe ich Warschau mit dem nächsten Zug nach Deutsch-Eylau verlassen. Eigentlich sollten wir alle wieder mit dem Sonderzug zurückfahren, aber ich bin noch nach Westpreußen gefahren, um meine Verwandten in Heinrichau zu besuchen und mich richtig satt zu essen. Eine Woche blieb ich bei ihnen, war zum letzten Mal in meinem Leben dort. Dann fuhr ich über Danzig und Stettin zurück, erst zu meinem Vater nach Dresden in sein Lazarett, in dem er arbeitete, und dann nach Hause. Damit war meine Kinderlandverschickungszeit beendet.

In den Sommerferien hatte ich wahnsinnig zu tun, um das aufzuholen, was ich in der Schule verpaßt hatte. Doch ich habe es eigentlich nie geschafft. So waren zum Beispiel meine Lateinkenntnisse inzwischen gleich null. Ich habe den ganzen Sommer gepaukt, gelernt und gemacht, und bin dann in die nächste, die siebte Klasse gekommen. Vorher war ich wirklich gut in der Schule, aber nach der Kinderlandverschickung nicht mehr. Unsere Klasse 7 wurde Anfang März 1945 aufgelöst. Wer noch da war, kam in die Klasse 6. Ich gehörte nicht dazu.

Musterung und militärische Ausbildung

Ende 1943 war Musterung. Meine Marinebegeisterung hat dazu geführt, daß ich für die Kriegsmarine gemustert, aber wegen meines Auges nur als garnisonsverwendungsfähig eingestuft wurde. Das war nicht schlimm für mich, denn ich wollte ohnehin in den Schiffbau. Ich wollte Marinebaurat werden, weil ich auch eine gewisse Begeisterung für Architektur in mir gespürt habe und mich für technisch-konstruktives Arbeiten für begabt hielt. In der Schule hatte ich mich deshalb auch für den mathematischen Zweig entschieden und nicht für den sprachlichen. Anfang 1944 hat sich aber bei einer Eignungsprüfung durch die Kriegsmarine herausgestellt, daß man mich wegen des Auges nicht annehmen würde. Das wurde mir klipp und klar gesagt.

So mußte ich mich wieder beim Oelsnitzer Wehrmeldeamt melden. Dort erfuhr ich, „garnisonsverwendungsfähig“, das heißt Landesschütze. Bloß nicht! Das waren doch alles ältere Männer, das hieß Kriegsgefangene bewachen. Ich wollte aber keine Gefangenen bewachen, ich wollte Soldat sein. So habe ich glücklicherweise abgelehnt, und dafür bin ich dem lieben Gott noch heute dankbar.

Ich bin also noch einmal gemustert worden und habe mich „auf eigenen Wunsch kv“ schreiben lassen. Dies war nur mit Zustimmung der Eltern möglich, und meine Mutter hat unterschrieben. Parallel dazu habe ich mich kriegsfreiwillig gemeldet, um die Waffengattung festlegen zu können. Mein Vater hat dann natürlich gesagt, ich solle zur Artillerie gehen. Ich habe mich aber zur

Gruppe Götte am Abend der Abschlußübung nach acht Wochen Grundausbildung, 2. Marschbatterie/Sturmgeschütz-Ersatz- und Ausbildungsabteilung 200, Schieratz, Ende August 1944

Sturmartillerie gemeldet. Sturmartillerie, das war eine separate Truppe der Artillerie zur Unterstützung der Infanterie. Verlustquote sehr hoch – wie bei den Unterseebootfahrern – und Auszeichnungsquote auch sehr hoch, also eine waghalsige Sache. Typisch für mich – wenn schon nicht Marine, dann dieses... Und mit Glasauge.

Doch mein Glasauge hat mir andere Dinge erspart. So bin ich vermutlich aufgrund von diesem Hin und Her mit meiner Einberufung zum Reichsarbeitsdienst vergessen worden. Als ich von der Kinderlandverschickung zurückkam, wurde meine ganze Klasse mit wenigen Ausnahmen zu den Luftwaffenhelfern eingezogen. Wegen des Glasauges hat mich der Kreisschularzt für nicht geeignet erklärt. Im Frühjahr 1944 gab es dann noch eine Musterung durch die Waffen-SS. Da habe ich erlebt, daß Leute, die längst gemustert waren, für die Waffen-SS gemustert wurden. Einige haben geweint, weil sie nicht wollten, aber darum haben die sich nicht geschert. Bei mir hieß es nur: „Sie brauchen wir sowieso nicht, mit dem einen Auge." Auch in ein Wehrertüchtigungslager kam ich deshalb nicht.

Als ich im Frühjahr 1944 schließlich den Annahmebescheid für die Sturmartillerie in Händen hatte, fuhr ich zu meinem Onkel Martin, dem Förster. Ich wollte ihn noch einmal sehen, denn man wußte nicht, was einem bevorstand. Schließlich kam der Einberufungsbefehl nach Schieratz an der Warthe. Sieradz, wie die Stadt richtig heißt, liegt südwestlich von Łódź. Die Eisenbahnstrecke dorthin kannte ich von der KLV-Fahrt nach Warschau ein Jahr zuvor.

Wenige Tage bevor ich Soldat wurde, habe ich auf einem Spaziergang einen Güterzug gesehen, der keine Einfahrt hatte und deshalb stehengeblieben war. Aus einem Schlitz guckten mich zwei Kinderaugen an. „Es waren Kinderaugen, traurige Kinderaugen, die mich unverwandt ansahen, bis der Zug weiterfuhr. Ein Gefangenenzug..., woher, wohin? Und vor allem: ein Kind."*

Ende Juni 1944 wurde ich Sturmartillerist. Wir waren bei der Sturmgeschütz-Abteilung 200 der erste Rekrutenlehrgang, den sie selbst ausgebildet hat. Bis dahin hatte die Artillerie Soldaten und wohl auch Offiziere abgegeben. Die Ausbildung war entsprechend hart, aber fair. Fair heißt: sie haben uns infanteristisch so gedrillt, daß wir Überlebenschancen hatten. Wir haben dort ab und zu eine Zeitung bekommen, manchmal „Das Schwarze Korps". In einer Juliausgabe stand: „Wenn wir diesen Krieg verlieren sollten..." Das sagte auch uns Siebzehnjährigen genug. Unsere Vorgesetzten waren hoch dekorierte Leute, die im Krieg gewesen waren und dann buchstäblich nicht an die Front zurück durften. Der Rekrutenleutnant war Eichenlaubträger, und mein Unteroffizier hatte das Deutsche Kreuz in Gold und war tapferkeitshalber vom Gefreiten zum Unteroffizier befördert worden. In dieser Gesellschaft konnte man ganz offen über vieles sprechen. Am 20. Juli hat uns das Attentat auf Hitler sehr beeindruckt, und wir fragten uns, was der Krieg nun noch für einen Sinn hätte. Die meisten äußerten sich noch kritischer als ich, und das prägte mich. Ich war hier und später als einer der Jüngsten immer unter Leuten, die sehr realistisch gedacht haben. Auf dem Truppenübungsplatz nebenan wurde eine neue Volksgrenadierdivision aufgestellt. Der gesamte Mannschaftsstamm bestand aus Soldaten, die davongekommen waren und Auszeichnungen hatten, die ich in meinem Leben noch nicht gesehen hatte: Ehrenblattspange und ähnliches mehr. Einige unserer Ausbilder wurden mit alten Sturmgeschützen in den Warschauer Aufstand geschickt. Nach nur drei Tagen kam die Nachricht, daß sie alle gefallen waren.

Die Ausbildung bei der Sturmartillerie in Schieratz mündete in eine Zweiteilung. Etwa jeder zweite kam sofort nach Frankreich an die Invasionsfront zur Artillerie. Wir anderen fuhren zum Richtunteroffizierslehrgang zur Sturmartillerieschule nach Burg bei Magdeburg, und dieser Lehrgang dauerte bis Ende März 1945. Wir haben mit Eifer gelernt, auch bei der infanteristischen Ausbildung, weil es ja im Bedarfsfall lebensrettend war. Nach Abschluß der Ausbildung wurden wir versetzt. Zuerst zu einer in Aufstellung befindlichen Infanterieeinheit. Von dort kamen wir jedoch wieder zurück. Dann wurde ich nach Altengrabow versetzt. Dort sollte eine Sturmartilleriebrigade mit neuen Geschützen ausstaffiert werden. Dann kam der Bescheid, daß die neuen Geschütze in Berlin eingesetzt werden sollten. Am 10. April kam der entscheidende Befehl. Der Leiter unserer Schule, Major Müller, Eichenlaubträger, versetzte uns in sämtliche Himmelsrichtungen. Ich bekam Marschbefehl zur Frontleitstelle Wien, andere zur Frontleitstelle Bologna usw., und einige wenige bekamen Marschbefehle Richtung Osten. Von denen sind noch mehrere gefallen. Unser

* Aus meinem Buch „Einzuweisen zur völligen Isolierung. NKWD-Speziallager Mühlberg/Elbe 1945–1948", Leipzig ^{2}1993, S. 29.

Chef hat seinen jüngsten Lehrgang nicht preisgeben wollen. Nur ein oder zwei Tage, nachdem er uns weggeschickt hatte, mußte Major Müller aus der Sturmartillerieschule eine Kampfeinheit bilden, die sofort zum Einsatz kam.

Mein Kriegsende

Noch am 10. April fuhren wir zu dritt nach Österreich los, erst am 22. April kamen wir an. Zwölf Tage für eine Strecke von rund 750 Kilometern. Fahrzeit rund 30 Stunden, alles übrige Aufenthalt – Warten. 16 mal sind wir umgestiegen. Wir fuhren immer nur kurze Strecken, dann gab es Fliegeralarm und wieder Warten. Unterwegs fanden wir amerikanische Flugblätter. Aus denen haben wir erfahren, daß Nordhausen eingenommen worden ist und daß sich dort eine V-Waffenfabrik befunden hat. In Leipzig sind wir zum Teil bei Fliegeralarm von Wiederitzsch bis zum Bayerischen Bahnhof marschiert. Bei Altenburg mußten wir wegen Bombentrichtern bis zum nächsten Zug ein Stück gehen. Später sind wir nach Plauen gekommen und haben auf offener Strecke bei Nacht sehr lange gewartet. Dort war ein Bombenangriff, und wir hatten mit Tiefffliegern zu tun. Von Plauen fuhren wir weiter nach Oelsnitz, stiegen dort aus. Wir beschlossen, zwei Nächte zu bleiben, auch wenn das nicht so ganz legal war. Meine Mutter hat die Uniformen gewaschen und uns beköstigt. Auf der nahen Egerstraße bewegten sich ununterbrochen deutsche Soldaten, Arbeitsdienstleute und andere auf beiden Straßenrändern in Richtung Süden. Am Vortag hatten Soldaten in den Brauereiteich an der nahen Gastwirtschaft Waffen geworfen.

Am 13. April waren die Amerikaner auf der Chemnitzer Autobahn vorgedrungen, und wir saßen in unserem Oelsnitz. Hinzu kam, daß mein bester Freund Egon krank als Soldat zurückkam. Er hatte einen ganz schwierigen Rückmarsch aus dem Osten hinter sich und mußte jemanden benachrichtigen. Ich ging mit. Es war mir nicht ganz geheuer, denn Fahnenflucht war das Allerschlimmste, was einem passieren konnte. Wir drei sind natürlich nicht auf die Idee gekommen, in Oelsnitz zu bleiben. Nein, auf den Gedanken sind wir nicht gekommen. Auf eigene Faust zu den Amerikanern, von denen man nur ahnen konnte, wo sie gerade waren, das kam in unseren Gesprächen und Gedanken nicht vor. Wir wollten dorthin, wo wir hin sollten, insoweit waren wir auch Soldaten, die sich von ihrem Selbstverständnis her nicht einfach absetzen konnten.

Unser Abstecher nach Hause hatte fatale Folgen. Als die Amerikaner einige Tage später nach Oelsnitz gekommen sind, war bei uns schlagartig Hausdurchsuchung. Dabei war immer die Rede von Soldaten und von Waffen, und die Amerikaner haben das ganze Haus auf den Kopf gestellt, meine Mutter mit Waffen bedroht, bis einer von ihnen alles abblies. Als mein Vater im Juni aus dem Krieg heimkam – er hatte sich auf abenteuerliche Weise durch die Tschechei nach Hause durchgeschlagen –, wurde er zu einem amerikanischen Abwehroffizier bestellt. Der teilte ihm mit, daß gegen ihn nichts vorliege. Aber gegen seinen Sohn, also mich, liege eine Anzeige vor, weil ich Werwolf gewesen sein soll.

Er habe dies überprüft, jedoch keine Anhaltspunkte dafür gefunden. Damit war der Fall für die Amerikaner erledigt. Ausgangspunkt war mit großer Wahrscheinlichkeit die Denunziation eines Nachbarn. Er hatte uns Soldaten bei unserer Ankunft in Oelsnitz gesehen und freundlich gegrüßt, unsere Weiterfahrt aber wohl verpaßt. So hat er mich im April bei den Amerikanern und im Juli bei den Russen verpfiffen, die mich dann verhafteten. Einen Tag vor mir hatten sie seinen Schwiegersohn abgeholt, der den ganzen Krieg bei der Wehrmacht gewesen war. Auch den hat der Nachbar wohl denunziert.

Am 14. April sind wir drei Soldaten frühmorgens weitergefahren. Wir hatten großen Bammel, noch irgendwo hineinzugeraten. Deshalb sind wir nicht über Eger, sondern über Muldenberg, Graslitz und Falkenau nach Karlsbad gefahren. Dort blieben wir, bis der nächste Zug nach Marienbad fuhr. In Karlsbad haben wir einer Flüchtlingsfamilie, die zu Verwandten unterwegs war, in den Zug geholfen. Es war eine Mutter mit ihren drei Töchtern aus Oberschlesien. Die älteste Tochter war verheiratet, ihr Mann irgendwo bei Danzig vermißt. Später haben wir erfahren, daß dieser Zug in einen amerikanischen Tieffliegerangriff geraten ist, bei dem die älteste Tochter erschossen wurde. Der Tod war überall.

In Marienbad war der Bahnhof von Wlassow-Soldaten überschwemmt. Sie liefen in wunderbaren neuen deutschen Uniformen und mit neuesten Waffen herum, unglaublich. Von Marienbad sind wir über Pilsen nach Budweis weitergefahren. Von der dortigen Frontleitstelle ging es nach Linz und von da nach Amstetten. Dort gliederte man uns in eine von der SS befohlene „Alarmeinheit“ ein. Mit der Unterstützung eines Generals gelangten wir jedoch zu unserer Einheit, die ganz in der Nähe lag. Die Reise war geschafft. Unsere Brigade lag in Ruhestellung in der Nähe von Melk. Hier habe ich die Nachricht, daß Hitler gefallen sei, erlebt. Von Selbstmord wurde nicht gesprochen. In der Batterie kam es zu Diskussionen. Vom Einsatz mit den Amerikanern gegen die Russen wurde gefaselt und anderes mehr behauptet, beredet. Nur wenige Kilometer von den Stellungen der Roten Armee entfernt, fürchteten die alten Frontsoldaten nichts so sehr wie die sowjetische Kriegsgefangenschaft. Die Mühle Haunoldstein, in der wir lagen, hat viele Räume. An die Tür einer Dachkammer hatte irgendwer „Café des Westens“ geschrieben. Das sagte alles.

In der Nacht vom 7. zum 8. Mai wurden wir alarmiert und mußten eine Straßenkreuzung sichern, während die gesamte Front dieses Abschnitts in Richtung Westen und damit in Richtung Amerikaner an uns vorbeifuhr. Wir waren nun die Nachhut. Wir haben die letzten deutschen Soldaten, die die vorderste Sicherungslinie gebildet haben, auf unseren Sturmgeschützen mitgenommen. Unsere Munition warfen wir bei Melk in die Donau, eine Entscheidung unseres Leutnants. Vielleicht hatte er Sorge, daß uns die Amerikaner nicht nehmen würden, wenn wir Munition hätten. Auf unserem Rückmarsch haben wir verschiedene Menschen getroffen, die irgendwohin unterwegs waren. Da war zum Beispiel ein österreichischer Arbeitsdienstmann, der rannte mit seiner großen Hakenkreuzarmbinde an der Uniform herum und wollte heim nach Wien. Davon ließ er sich nicht abbringen. Ich möchte nicht wissen, was aus dem geworden ist. Dann nahmen wir ein Mädchen mit, das mit dem Fahrrad auf sein

Dorf wollte. Sie tat uns leid, denn wir wußten, daß noch im Laufe des Tages die Russen in diesem Dorf sein würden.

Auf einer geraden Strecke kam uns schließlich ein Jeep entgegen. Ein amerikanischer Leutnant und unser Leutnant vom Sturmgeschütz haben sich militärisch gegrüßt, und das war es dann – wir waren Gefangene. Wir fuhren weiter bis zur Enns und waren immer wieder von Jeeps mit riesigen Antennen umgeben. Kurz vor der Ennsbrücke macht die Straße eine Linkskurve. Dort stand ein schweres Maschinengewehr. Unser Fahrer hatte immer Schwierigkeiten mit der Lenkbremse, links herum hat sie manchmal nicht richtig funktioniert. Und genau an der Ecke auch nicht. Immer näher fuhren wir auf das Maschinengewehr los, und uns ist ganz mulmig geworden. Aber er hat es dann doch noch geschafft. Es war Nachmittag, etwa fünf Uhr, als wir über die Brücke fuhren, die bis 1955 Grenzübergang zwischen der amerikanischen und der sowjetischen Besatzungszone in Österreich war. Eine Stunde nach uns sollen die ersten sowjetischen Panzer hier angekommen sein.

Unsere Heeres-Sturmartillerie-Brigade 261 gehörte zum Verband der 6. SS-Panzerarmee, die etwa zu 80 Prozent aus Waffen-SS und zu 20 Prozent aus Heer bestand. Ich war also in den Wochen meiner Gefangenschaft auf den Donauwiesen von vielen Waffen-SS-Soldaten aller möglichen Divisionen umgeben. Viele von ihnen waren in meinem Alter und keine Freiwillige, sondern eingezogen worden. Alle SS-Angehörigen wurden von den Amerikanern eilends nach Frankreich gebracht. Dort kamen sie in französische Gefangenschaft und mußten dem Vernehmen nach arbeiten. Wir wurden ebenso eilig entnazifiziert und entlassen. Entnazifiziert heißt, daß wir ausgefragt wurden: Alter? Hitlerjugend? Partei? Nach meiner Befragung schrieb der Sergeant sein Okay in mein Soldbuch, und somit war mein Fall erledigt. Ich war für den zu jung, das sah er mit einem Blick. Wir hatten aber auch einige dabei, die kein OK bekommen haben, Ältere, die irgendwelche Parteifunktionen hatten. Das wichtigste, auch für die Kriegsgeschichte: Die 6. SS-Panzerarmee ist nicht an die Sowjets ausgeliefert worden. Das habe ich miterlebt.

Wir waren bei Enns auf eine große Wiese gefahren und haben dort – zugedeckt mit einer großen Plane von unserem Geschütz – genächtigt. Am nächsten Abend spielte die Propagandakompanie die „Feuerzangenbowle“. Am darauffolgenden Morgen durften KZ-Häftlinge aus Mauthausen unsere Fahrzeuge plündern. Das war für mich das erste Mal, daß ich KZ-Häftlinge gesehen habe, und noch dazu in solcher Nähe. Vom ersten Tag an bis zum Ende meiner Gefangenschaft, das waren etwa vier Wochen, hatten wir keine Verpflegung, denn unser Troß war uns abhanden gekommen. Wir mußten uns in diesem Monat praktisch selbst durchschlagen. Von den Amerikanern haben wir nichts bekommen. Beim Abmarsch hatten wir aus der Mühle Mehl mitgenommen und auf dem Sturmgeschütz verstaut. Nach der Plünderung war das Mehl noch da, so daß wir ab und zu Plinsen gebacken haben. Meine Mutter mußte mir auch später noch ein paarmal Plinsen mit Wasser und Mehl machen. Im übrigen haben wir bei anderen Truppenteilen Verpflegung „geschnorrt“. Wir waren unter freiem Himmel, bescheiden eingezäunt, ohne Wachtürme. Im Mai waren die Witte-

rungsverhältnisse insgesamt gut, es hat eigentlich kaum geregnet. Wir hatten finnische Schlafsäcke aus Papier. Am ersten Abend haben Amerikaner am Rand des „Lagers“ zwei Deutsche erschossen. Es soll um deren Uhren gegangen sein. Trotzdem versuchte ich einige Male mit Erfolg, mit Amerikanern ins Gespräch zu kommen, indem ich in meinem schwachen Schulenglisch von meinen Verwandten in Amerika erzählte. Ich war sehr neugierig. Wir haben auch in Gruppen in der Donau baden können. Da am anderen Ufer die Russen waren, kam niemand auf die Idee zu fliehen. Wir waren dankbar, daß wir bei den Amis waren. Obwohl wir hungerten, entwickelten wir keine Haßgefühle. Wichtiger war, daß wir davongekommen waren. Am 31. Mai wurde ich entlassen, und am 1. Juni war ich zu Hause.

Heimkehr

Mit einem Lkw Opel „Blitz“ der deutschen Wehrmacht, einem deutschen Fahrer und einem Amerikaner als Bewachung sind wir nach Hof gefahren. In Passau flogen die ersten Brotlaibe ins Auto. Die Österreicher waren dagegen sehr auf Distanz bedacht, noch nicht einmal Wasser haben sie uns gegeben. In Regensburg flog wieder Brot in unseren Lkw. Das war toll, so in der Heimat empfangen zu werden. Wir übernachteten in der Scheune eines Bauern, und am nächsten Tag waren wir vormittags in Hof. Von dort aus bin ich nach Hause getippelt. Gut 25 Kilometer. Es war eine glückliche Heimkehr, aber dadurch getrübt, daß mein Vater noch nicht da war. Er kam 18 Tage später.

Unmittelbar vor und nach dem Kriegsende zogen Tausende Menschen in alle Himmelsrichtungen durch das Vogtland: Flüchtlinge auf ihren Wagen in großen Trecks, deutsche Soldaten, die nach Hause wollten, Zivilisten jeden Alters, Frauen, Männer, Jugendliche, Kinder. Die Straßen waren voll, das Vogtland war eine Drehscheibe. Einmal liehen sich drei Deutsche bei meiner Mutter unsere Fahrräder aus, um etwas zu erkunden, und sie brachten sie tatsächlich auch wieder zurück.

Ich stand nun vor der Frage, was ich tun sollte, denn es war noch keine Schule geöffnet, gar nichts. Ich bin schließlich zu unserem Fotografen gegangen, das waren zwei Damen, und habe mich für eine Fotografenlehre beworben. Ich bekam sogar die Zusage, daß ich bei ihnen als Lehrling anfangen könnte, sobald dies möglich wäre.

Aber dann, Ende Juni, an einem schönen ruhigen Sonntag, fuhren die amerikanischen Sherman-Panzer weg. Am nächsten Morgen waren die Russen da. Der amerikanische Stadtkommandant hatte deren Ankunft streng geheimgehalten, weil er fürchtete, daß viele die Stadt nach Westen verlassen würden. Es gab eine weitverbreitete große Angst vor den Russen. Schlagartig endete die große „Völkerwanderung“ durch das Vogtland.

Marschkolonnen mit russischen Soldaten zogen vorbei. Sie sahen genauso schäbig aus wie unsere Soldaten in den letzten Kriegstagen. Von Motorisierung

wie bei den Amerikanern, bei denen man nie Fußgänger gesehen hatte, keine Spur. Eines Tages stand ein medaillengeschmückter Russe mit mehreren Kühen bei uns vor der Tür. Zunächst verstanden wir nicht, was er von uns wollte, bis uns klar wurde, daß er jemanden suchte, der die Kühe melken konnte. Mein Vater erfaßte die Situation, hatte als alter Soldat keine Probleme, mit dem russischen Soldaten zurechtzukommen. So kamen die Kühe bei uns auf die Wiese, und mein Vater hat jeden Tag für die Russen gemolken. Natürlich brachte er immer mal Milch mit nach Hause. Später sind auch Russen gekommen und haben bei meiner Oma, der „Babuschka", die immer am Fenster saß und gehäkelt oder gestrickt hat, ihre Zigarren in Verwahrung gegeben, damit sie ihnen die Kameraden nicht stehlen. Mein Vater hatte darüber hinaus einen Russen mit einem Panjewagen kennengelernt. Der hielt manchmal bei uns und brachte Brote. Als ich ihn einmal auf der Straße traf, hat er angehalten, und ich mußte erst einmal aus seinem Krug Milch trinken. Das waren ganz urwüchsige, menschliche Begegnungen. Aber ich habe auch einen Russen auf einem Fahrrad fahren sehen, der auf beiden Armen über der Uniformbluse fast bis zur Schulter Armbanduhren trug. In Oelsnitz passierte jedoch nichts Schlimmes, die Russen fielen im Stadtbild nicht sonderlich auf.

Stalins Prophylaxe

Wie ein Polyp läßt sich überall, wohin sich Stalins Machtbereich seit dem Pakt mit Hitler 1939 ausdehnt, sein geheimer Sicherheitsdienst nieder. Auch beim Vormarsch der Roten Armee nach Westen ist das so. Im Nu entstehen am Ende des Krieges und danach im eroberten Deutschland eine Vielzahl geheimer Haftorte und Untersuchungsgefängnisse. Im Vogtland erst im Juli 1945, nachdem sich die Amerikaner aus den von ihnen besetzten mitteldeutschen Gebieten zurückgezogen haben. Die Gewahrsame gehören den Operativsektoren des NKWD/NKGB in den Ländern und Provinzen der Sowjetzone und den Operativgruppen in den Verwaltungsbezirken und Kreisen. Für das Vogtland gibt es eine Operativgruppe in Zwickau für den entsprechenden Verwaltungsbezirk sowie Operativgruppen in den Kreisstädten, also auch in Oelsnitz. Beide werde ich auf dem Weg nach Bautzen kennenlernen. Noch einmal: alles ist geheim. Deshalb bleibt auch alles geheim, was sich abspielt. Die geheimen Organe haben den Auftrag, alle „erforderlichen Maßnahmen" gegen „feindliche Elemente" zu ergreifen. Eine Denunziation genügt, um als suspekt zu gelten und vorsorglich abgeholt zu werden. Stalins Prophylaxe ist nicht neu, Willkür ist für sie unvermeidlich. Hatten die Amerikaner systematisch führende Nazis mitgenommen, um sie alsbald vor Spruchkammern zu „durchleuchten", so verfahren Stalins Organe nach dem bei ihnen üblichen Schema. Sie nutzen Spitzel, Zuträger und andere Helfershelfer, verurteilen ohne viel Federlesens, sehen auch auf das Vermeiden eigener Risiken. Denn „mangelnde Wachsamkeit" kann tödlich sein. Ohne Umstände verfügt man Einweisungen anderweitig nicht nutzbarer Arretierter in ein Lager zur un-

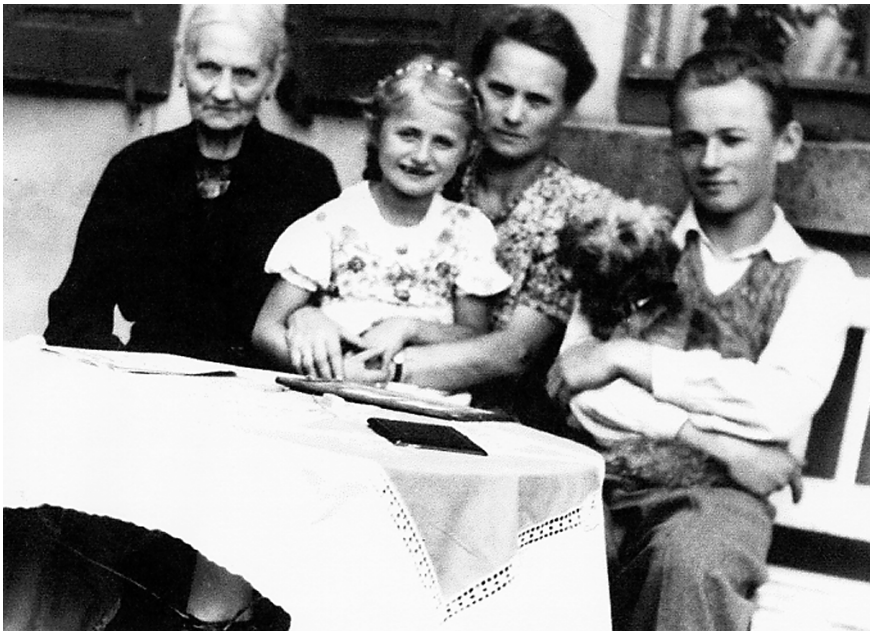
befristeten Verwahrung. Ohne Begründung gegenüber den so Behandelten, ohne Verhandlung, ohne Verurteilung, oft ohne nennenswerte Papiere. Nur weg damit, weg aus der eigenen Verantwortung! Nicht einer der so Verschickten weiß, was man mit ihm vorhat. Nur eines ist todsicher: er landet in totaler Isolation, taucht ein in katastrophale Verhältnisse, verschwindet – jeder Dritte binnen weniger Jahre für immer.

Verhaftung. Gefängnisse Oelsnitz, Zwickau. Zuchthaus Bautzen

Irgendwann hieß es dann aber: „Jetzt ist Geheimpolizei da." Eines Abends, ich war mit meinem Freund auf dem Weg in die Stadt, trafen wir auf dem sogenannten Wiesenweg zwei Russen und einen deutschen Antifa-Polizisten in einer dunkelblau eingefärbten Uniform. Auf meinem Rückweg nach Hause kamen sie mir wieder entgegen, aber nun hatten sie den Schwiegersohn unseres Nachbarn dabei. Der wurde abgeführt. Wir haben uns kaum getraut, einander anzuschauen. An die Reaktion zu Hause kann ich mich kaum erinnern. Man war bedrückt. Um so mehr, weil das Gerücht umlief, im Oberen Vogtland würden ehemalige Wehrmachtsoldaten registriert werden.

Am nächsten Abend, dem 24. Juli 1945, gegen zehn Uhr gab es draußen vor der Tür plötzlich Gepolter, und bei uns im Wohnzimmer standen genau diese beiden Russen und der deutsche Polizist. Einer der Russen ging auf meinen Vater zu und fragte: „Du Kilian, Achim?" Er sagte „Aschim". Mein Vater schüttelte den Kopf: „Der ist nicht da, der ist in Hundsgrün." Ich wagte es nicht, den Blick von meinem Buch zu heben, in dem ich gerade las. Aber mich beachtete niemand, auch der Deutsche nicht. Der Russe machte meinen Vater dafür verantwortlich, daß ich am nächsten Morgen da wäre, dann gingen sie fort. Wir saßen zunächst alle wie versteinert. Dann sprachen wir verschiedene Möglichkeiten durch, aber eines war klar: wenn ich verschwände, würden sie meinen Vater mitnehmen. Meine Großmutter schätzte die Lage richtig ein: „Jetzt kommt de arm' Jong nach Sibirien", meinte sie in ihrem uckermärkischen Platt. Ich habe die Oma nie mehr wiedergesehen, sie starb 1946. Am nächsten Morgen wurde ich früh von dem Polizisten abgeholt. Da ich meinte, es würde wohl nicht lange dauern, habe ich nicht einmal eine Jacke angezogen. Ich hatte nur ein ziemlich abgetragenes Hemd, meine Wehrmachthose und schlecht besohlte Schuhe an. Dann schnappte ich mir noch eine Decke, meinen Wehrpaß und ein kleines Wörterbuch von meinem Vater. Ich bildete mir ein, mich damit vielleicht besser verständigen zu können.

Der Polizist lieferte mich in einer beschlagnahmten Villa am Oelsnitzer Jahnteich ab. Von russischen Zivilisten, wahrscheinlich Ostarbeitern, wurde mir erst einmal mein Wörterbuch abgenommen. Alles, was ich in den Hosentaschen hatte, mußte ich vorzeigen. Dann kam ich in ein kleines Zimmer mit einer großen Pritsche und einem unvergitterten Fenster zum Hof. Das war alles, und da war ich. Ich war allein. An einem der ersten Tage kam meine Mutter auf diesen



1943 mit meiner Mutter, Oma, meiner Schwester Marieluise und Dackel „Hallo“

Hof, um mit irgend jemandem über mich zu sprechen und meine Freilassung zu erreichen. Ich konnte sie aus meinem Zimmer sehen, aber sie sah mich nicht. Das war wahrscheinlich auch ganz gut so, denn meine Mutter hatte natürlich keinen Erfolg. Und sie tat mir sehr leid mit den traurigen Augen im verhärmten Gesicht. Sie wirkte auf mich so schwach. Das war alles furchtbar. Mutti saß längere Zeit auf einer Holzbank im Hof und wurde dann wieder weggeschickt.

Eines Tages konnte ich durch mein Fenster auch beobachten, wie einige deutsche Männer ein paar deutsche Frauen und Mädchen zu einem Tanzabend in die Villa gebracht haben. Später waren sie dann wohl betrunken, und weil ich sie beobachtete, drohte mir ein russischer Offizier mit der Faust. Sonst habe ich nichts erlebt, ich habe nicht einmal einen einzigen Neuzugang registriert.

Bald holten sie mich zur ersten Vernehmung, einer reinen Bestandsaufnahme. Sie fragten mich nach meiner Mitgliedschaft in der NSDAP und meiner Funktion bei der Hitlerjugend. Ich mußte erklären, was unter Jungvolk zu verstehen sei, was Fähnleinführer bedeutete. Die Übernahme aus der Hitlerjugend in die Partei war damals nur eine rein formale Angelegenheit gewesen. Die Dolmetscherin, eine Ostarbeiterin, die sehr schlecht Deutsch sprach, erzählte etwas davon, ich hätte Jungen im Faschismus unterrichtet. Der vernehmende Offizier fragte mich nach „Werwolf“. Damit war dieses Verhör beendet. Es war so verlaufen, daß ich hoffte, bald wieder heimzukommen. Als ich nach dieser oder einer der folgenden Vernehmungen in mein Zimmer zurückkam, lag in jeder Ecke eine Zwiebel – mein Bewacher hatte mir etwas Gutes tun wollen. Aber noch hatte

ich keinen Hunger nach rohen Zwiebeln, denn ich wurde halbwegs ordentlich verpflegt. Auch sonst war es noch auszuhalten: Ich hatte eine Pritsche zum Schlafen und meine Decke. Und ich war als Soldat einiges gewöhnt. Mit anderen Gefangenen hatte ich kaum Kontakte. In meiner Nachbarzelle, einem abgedunkelten Zimmer, lagen ein Este, der bei der SS gewesen war, und später ein etwas feinerer Herr. Der tobte so lange, daß man ihn nur aus Versehen festgenommen hätte, bis er herausgeholt wurde.

Später ging es mit den Vernehmungen weiter. Ich war nun schon mehrere Tage dort und wollte nach Hause. Mir wurde gesagt, wenn ich eine Aussage zu meiner „Werwolf"-Tätigkeit machen wollte, sollte ich mich melden. Das tat ich am nächsten Morgen und wurde in eine etwas bessere Stube in der Villa geführt. Hinter einem Schreibtisch saß erwartungsvoll vor einem großen Blatt Papier ein Offizier und bedeutete mir, ich solle nun reden. Kurz und bündig schilderte ich meine Lage: „Ich war Soldat bei der Wehrmacht, wie Sie meinem Ausweis entnehmen können. Vom ‚Werwolf' habe ich Ostern 1945 zum ersten Mal gehört. Ich wußte überhaupt nicht, worum es sich dabei handelt. Bei Kriegsende kam ich in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Ich war nie ein ‚Werwolf'." Der Offizier knallte seinen Füllfederhalter auf den Tisch, daß es nur so spritzte, und ich wurde sofort wieder abgeführt. An einem der nächsten Tage fand die abschließende Vernehmung statt. Sie zog sich sehr in die Länge und war recht unangenehm. Der Vernehmer erkundigte sich noch einmal nach all meinen persönlichen Daten und brachte dann verschiedene Namen von Oelsnitzern ins Gespräch, die ich teils kannte, teils nicht. Ich sagte, daß ich „draußen" in der Walkmühle wohnen würde, seit Sommer 1944 bei den Soldaten war usw. Immer wieder drehte es sich um das „Werwolf"-Thema. Ich müßte den oder den doch kennen, sollte ihnen sagen, wer gegen sie sei. Der Vernehmer hat mir gedroht und immer wieder seine Pistole auf den Tisch geknallt, Schläge gab es aber nicht. Als Kontrastprogramm schallte Lautsprechermusik vom nicht allzu weit entfernten Marktplatz durchs offene Fenster. Die Sonne schien... Ich war nicht ängstlich, doch ich wollte wissen, wie es weitergeht, und ich wollte nach Hause.

Aber daraus wurde nichts. Am 2. August wurde mein Name aufgerufen, und ich kam mit anderen, die ich nicht kannte, auf einem offenen Lkw nach Zwickau. Im dortigen Gerichtsgefängnis nahmen uns deutsche Justizbedienstete in Empfang, die uns erst einmal unsere Hosenträger und alles andere, was uns noch verblieben war, abnahmen. Diese Deutschen waren unangenehme Menschen. Bereits nach einer halben Stunde mußte ich wieder zur Vernehmung. Dort saßen mir drei Russen, von denen mindestens einer sehr gut Deutsch sprach, in Lederjacken gegenüber. Heute weiß ich, daß dies „Organe" der Oelsnitz übergeordneten „Operativgruppe des NKWD der UdSSR" waren. Noch einmal erkundigten sie sich sehr detailliert nach meiner Funktion als Fähnleinführer im Jungvolk. Ich erläuterte ihnen, daß es in Oelsnitz drei Jungvolk-Fähnlein gegeben hatte und ich von Mitte 1943 bis Februar 1944 Führer des einen war. Auf ihre Fragen hin betonte ich, daß ich nicht für die gesamte Stadt verantwortlich gewesen war, und dachte, ich hätte nun noch einmal die

Chance, meine Unschuld beweisen zu können. Deshalb erläuterte ich ihnen auch, daß ich zwar ein Jahr lang ein Fähnlein geführt hatte, aber dem Rang nach nicht Fähnleinführer, sondern nur Jungzugführer gewesen bin. Trotzdem wird auf einer Transportliste als Grund meiner Verhaftung angegeben, ich sei „städtischer Führer der faschistischen Jugendorganisation HJ" gewesen. Dies las ich vor ein paar Jahren in einer Liste. Nachdem sie keine weiteren Anhaltspunkte für eine eventuelle „Werwolf"-Tätigkeit bei mir fanden, wiesen sie mich einfach unter dieser anderen Verhaftungskategorie nach Bautzen ein. Sie brauchten keinen „Werwolf" mehr, eine Funktion in der Hitlerjugend war genauso schlimm. Ich hatte im Grunde genommen keine Chance, aus dieser Mühle wieder herauszukommen, in Oelsnitz nicht und in Zwickau auch nicht.

In aller Herrgottsfrühe, es war noch dunkel, wurden wir wenige Tage später einzeln für den Transport nach Bautzen aufgerufen. Vor dem Gefängnis standen Busse der sächsischen Kraftverkehrsgesellschaft (KVG) bereit. KVG-Busse kannte ich gut, denn sie fuhren zu Hause täglich vorbei. Auf der anderen Seite war ein schweres Maschinengewehr auf einer Lafette aufgebaut, dahinter stand deutsches Publikum, das sich das Schauspiel ansah. Ich setzte mich im Bus neben Erich Lehmann, den Schwiegersohn unseres Nachbarn. Er hat mir von diesem Tag an geholfen, wo er nur konnte. Bei der Registrierung in Bautzen riß ihm ein Sergeant mit so viel Gewalt den Ehering ab, daß er blutete. Erich Lehmann kam später mit einem der Arbeitstransporte aus dem Lager Mühlberg nach Rußland und ist erst nach 1953 nach Deutschland zurückgekehrt. Erich Lehmann war älter als ich. Wir kannten uns eher beiläufig von seinen Urlaubsaufenthalten bei einer Nachbarsfamilie, aus der seine Frau stammte. Meiner Erinnerung nach kam er aus dem Krieg zurück, als das Vogtland noch amerikanisch besetzt war. Doch wir sahen uns nicht. In der Zeit hatte jeder mit sich selbst zu tun. Ich war oft im Wald und sammelte Heidelbeeren usw. Vor dem Krieg war Erich Lehmann wohl kaufmännischer Angestellter in einer Oelsnitzer Teppichfabrik. 1953 ließ er sich in die amerikanische Zone entlassen und wohnte mit seiner Familie in Marktredwitz/Oberfranken. Viel später habe ich ihn dort einmal besucht. Er war ein kranker Mann, wirkte viel älter, als er war, und starb in den 70er Jahren. Über seine harten Jahre als Kriegsgefangener in der UdSSR haben wir nicht gesprochen. Er schnitt das Thema nicht an, und ich fragte ihn nicht. Unsere Freundschaft bedurfte weder vieler Worte noch großer Gesten. Auch in Zwickau, Bautzen und Mühlberg nicht. Er war mein guter Kamerad.

In Bautzen habe ich oft richtig Angst gehabt. Ich war in einer Zelle untergebracht, in der früher vielleicht eine oder auch zwei Pritschen gestanden haben mochten, größer war sie nicht. Wir waren aber 20 Menschen in dieser Zelle, und wenn wir uns zum Schlafen auf den Betonboden legten, dann paßten wir gerade alle hinein. Es blieb nur noch ein wenig Platz für den Kübel, in den wir unsere Notdurft verrichteten. Wenn nachts jemand zum Kübel mußte, sind alle anderen aufgewacht, weil er ihnen auf die Füße treten mußte, um dorthin zu kommen. Wir hatten keinerlei Eßgefäße, nichts. Die gesamte Zeit über, die ich in Bautzen war, haben wir unsere Suppe mit dem abgebrochenen Löffel eines

Zuchthaus Bautzen, Anfang der 30er Jahre

Wehrmachtbestecks geschlürft. Mit einem Löffel, für 20 Mann! Wir hatten ihn von einem gefangenen Russen, der als Kapo eingesetzt war, bekommen. Die Suppe wurde für uns aus einem Trog in einen großen blechernen Brotkasten geschüttet. Trinkgefäße hatten wir überhaupt nicht.

Bald kursierten Gerüchte über Transporte nach Tost in Oberschlesien. Den Namen dieser Stadt hörte ich damals zum ersten Mal, in Bautzen verbreitete er Angst und Schrecken. Aus den Akten habe ich vor einigen Jahren erfahren, daß der letzte von drei Transporten von Bautzen nach Tost etwa 14 Tage vor meiner Ankunft in Bautzen abgegangen war.

Jeden Tag durften wir einmal, später auch zweimal für etwa 20 Minuten an die frische Luft, morgens bei Dunkelheit, um den Kübel auszuleeren, und nachmittags zum Spazierengehen. In Bautzen galt Moskauer Zeit. Mit der Zeit fiel es mir immer schwerer, die Treppe zum 1. Obergeschoß hinaufzugehen, obwohl ich durch die Wehrmacht gut trainiert war. Ich mußte mich nun zunehmend am Treppengeländer hochziehen. So zollte ich der schlechten Ernährung Tribut. Das klitschige Brot taugte nichts. Ich bekam große Angst, dort nicht mehr herauszukommen.

Es gab durchaus auch Russen, die es gut mit mir meinten. Eines Tages wurde ich zum Beispiel von einem Russen, der das Essen brachte, zu sich gerufen, und er erlaubte mir, den übriggebliebenen Essensrand an den großen hölzernen Essenströgen mit dem Finger abzuschaben. Das war eigentlich eine eklige Sache, denn der Rand roch streng und schmeckte auch säuerlich von dem Holz. Ich habe es dann trotzdem gemacht, aber natürlich nur bis zu der Grenze, wo mir von dem schauderhaften Zeug übel wurde. Ein anderes Mal wurde ich zu einem Russen gerufen, der mich anwies, seine Decke auszuschütteln. Dabei gab er mir zu

verstehen, daß ich mir Zeit lassen solle. So war ich an einem Nachmittag bei schönstem Wetter zwei Stunden im Hof, und das war herrlich. Andererseits wurde man durch eine solche Gelegenheit wieder wehleidig. Besser war es, wenn alles in gewohnter Routine ablief. So kam man wenigstens nicht auf dumme Gedanken.

In der Bautzener Zelle lernte ich Erwin Stranik kennen, einen österreichischen Publizisten, der in Plauen verhaftet worden war. Stranik hatte in einem Buch die Idee eines Großdeutschland durch die Schilderung der vielfältigen kulturellen Zusammenhänge zwischen Österreich und Deutschland journalistisch befördert, andererseits aber über die Sudetenkrise recht zurückhaltend berichtet. All dies habe ich später im Westen ausfindig gemacht. In Bautzen imponierte mir seine geistreiche Sprache im anheimelnden österreichischen Tonfall. Er war Wiener und hatte sich während des Krieges offenbar längere Zeit in Finnland aufgehalten. Von dort hatte er eine Schallplattensammlung mit Volksmusik mitgebracht. Ende der 20er Jahre hatte er in Hollywood amerikanische Filme deutsch synchronisiert. Jeder von uns wollte nun alles über Hollywood wissen. Erwin Stranik ist später im Lager Mühlberg gestorben. Er war dort noch lange im „Theaterbetrieb" tätig und versuchte, sich so über Wasser zu halten. Aber sein Gesundheitszustand war schon in Bautzen bedenklich.

Direkt neben mir lag in Bautzen Alfred Nuhr, der in der dritten Generation die Oelsnitzer Zeitung verlegte. Er war schon unter Hitler in Haft und jetzt wahrscheinlich, wie im Grundsatzbefehl Nr. 00315 des NKWD festgelegt, als „Verfasser antisowjetischer Schriften" verhaftet worden. Alfred Nuhr selbst war zäh. Morgens, wenn er so da lag, dachte ich schon des öfteren, er sei bereits tot. Doch er hat alles überstanden. Seine Frau hat die Haft ihres Mannes nervlich nicht bewältigen können und ist psychisch furchtbar erkrankt. Nuhr wurde 1950 in Waldheim verurteilt und 1952 freigelassen. Sie hatten ihm seine Druckerei, die Bücherei, sein Zeitungsarchiv und sein Haus in Bad Elster weggenommen. Alles war weg, als er wieder nach Hause kam. Die Familie wurde im feuchten Dachgeschoß ihres eigenen Hauses unter menschenunwürdigen Bedingungen einquartiert. Seine Tochter hat nach der Wende alles wieder zurückbekommen. Ich erinnere mich auch noch an einen Prokuristen bei einer bekannten Zigarettenfirma in Dresden, der oft von seinen Reisen in die Türkei erzählte, und an den Chef der Netzschkauer Maschinenfabrik NEMA, Stark. Er war wahrscheinlich wegen der Beschäftigung von Zwangsarbeitern oder wegen kriegswichtiger Produktion verhaftet worden. Stark ist sehr zeitig in Mühlberg gestorben. Insgesamt war es eine angenehme Gesellschaft, die auch gut zusammenhielt. Gejammert hat niemand, obwohl es eigentlich unerträglich war.

Später kam ich in eine der neu gebauten Quarantäne-Baracken im Hof. Daß dies eine Quarantäne war, wußte man nicht. Das war das Ende der angenehmen Gesellschaft, denn es kamen nun auch unangenehme Menschen, die ständig herumjammerten. Ich traf dort zum Beispiel auf einen Oelsnitzer Postbeamten, der mir ganz stolz erzählte, er hätte meinen Eltern das Telefon gesperrt. In der Quarantäne, die etwa 14 Tage dauerte, lagen wir so eng beisammen, daß wir uns nicht einmal mehr drehen konnten. Wenn man sich umdrehen wollte, muß-

ten so und so viel Mann sich mitdrehen, oder es ging eben nicht. Das war eine Qual. Noch im September hatten Aufrufe begonnen. Dies war eine nervtötende Prozedur, weil wir immer und immer wieder aufgerufen wurden. Die Namen wurden oft schwer verständlich vorgelesen, und alles verlief mehr oder weniger hektisch. Mit der Zeit kannte man die Reihenfolge vor dem eigenen Namen. Dann, am 7. Oktober 1945, mußten wir mit dem Aufruf Mann für Mann auf der Straße antreten und uns schließlich in Zehnerreihen unterhaken. Laut und deutlich wurde uns gedroht, wer zur Seite trete, werde erschossen. So marschierten wir durch Bautzen zum Bahnhof. Nur gelegentlich hat man gesehen, daß sich irgendwo ein Vorhang bewegte. Wir wußten immer noch nicht, wohin die Reise gehen sollte, und der Name Tost schwebte wie ein Damoklesschwert über uns.

Speziallager Mühlberg

Am Bautzener Bahnhof kamen jeweils 50 Mann in einen Güterwaggon. Vor der Abfahrt wurde in jeden Waggon noch eine Dose mit Wurst hineingeworfen, vielleicht auch noch Zucker. Die Wurst in unserem Waggon wurde von einem Förster, der dann in Mühlberg im Dezember 1945 an Blutvergiftung gestorben ist, in 50 Portionen geteilt. Keiner hat gesagt, er sei ungerecht behandelt worden. Irgendwann am Nachmittag fuhren wir ab, und in der Nacht waren wir in Dresden. Ortskundige merkten bei der Weiterfahrt anhand der Ortsnamen, daß wir Richtung Zeithain und Falkenberg/Elster fuhren. Bald hielt der Zug auf freier Strecke an, die Türen wurden aufgerissen. Überall standen Maschinengewehre, und die Soldaten machten sich einen Spaß daraus, mit ihren Waffen auf Karnickel in den umliegenden Feldern zu schießen. Nach einer Weile marschierten Tausende von Gefangenen, darunter auch Kranke, ziemlich ungeordnet über die angrenzenden Wiesen und Felder. Dabei riß ich mir eine große Rübe aus der Erde, die ich aber nach ein paar Bissen wieder fallenließ, denn so roh konnte ich mit ihr nichts anfangen. Es war ein endloser Zug. Die Soldaten brüllten viel herum, denn es war nicht leicht, eine so große Menschenmenge zu dirigieren. Plötzlich sahen wir den ersten Wachturm. Daß es sich dabei um ein ehemaliges Kriegsgefangenenlager handelte, sprach sich bald herum, denn es waren auch Verhaftete aus der Umgebung unter uns. Die Aufnahme unseres Massentransports verlief im Gegensatz zu kleineren Einzeltransporten harmlos. Abnehmen konnte man uns ohnehin nichts mehr. Irgendwo lief jemand mit einer roten Armbinde herum, aber für uns trat die deutsche Lagerverwaltung nicht sonderlich in Erscheinung. Das wichtigste war für uns, daß wir beisammenblieben. Erich Lehmann und ich kamen in die 7. Kompanie, wie das damals noch hieß. Später hörte ich, daß wir 2 700 Gefangene waren, die aus Bautzen in dieses Lager kamen. Daß dies das Speziallager Nr. 1 des NKWD der UdSSR, Stadt Mühlberg, war, las ich wenig später auf einem russisch-deutschen Aushang der Lagerordnung. Sie war von Leutnant Polfuntikow unterschrieben. Mein

angelerntes Kyrillisch reichte aus, um diesen Namen in der kyrillischen Schreibmaschinenschrift zu entziffern. Ich habe ihn nie mehr vergessen.

Von den äußeren Umständen her war es in Mühlberg zunächst besser als in Bautzen. Vor allem hatte man freien Himmel über sich, wenn man aus der Baracke hinausging, man war an der frischen Luft. In jeder Baracke waren furchtbar viele Menschen untergebracht, es war sehr eng. Aber es gab zu Beginn keinerlei Bewegungseinschränkungen innerhalb des Lagers, wir hatten immer „Auslauf". An den arbeitsfreien Wochenenden konnte man nach Bekannten suchen und mit ihnen sprechen. In manchen Baracken gab es Matineen am Sonntagmorgen. Ich hielt Ausschau nach einem Eßgefäß, mußte mich mit einer Konservendose begnügen und hatte bald wieder irgendeinen Wehrmachtlöffel.

Ganz schlimm waren die Flöhe, jeden Tag und besonders jede Nacht hatte ich mit ihnen zu kämpfen. Manchmal mit vielen, manchmal mit wenigen, manchmal mit großen, manchmal mit kleinen. Letztere, die Sandflöhe, waren die schlimmsten. Erst als ich Mühlberg nach drei Jahren im August 1948 wieder verlassen konnte, wurde ich auch von den Flöhen verlassen.

Das Lager war in den Sommermonaten nach Abzug der Kriegsgefangenen völlig heruntergekommen. Deshalb mußten wir alle daran mitarbeiten, es wieder instand zu setzen. Der Stacheldraht war abgerissen, und in vielen Baracken herrschte Chaos. Das führte gleichzeitig aber dazu, daß man an manchen Stellen noch nützliche Dinge finden konnte, wie zum Beispiel diese ekelhaften Konservendosen aus den Liebesgabenpaketen der Kriegsgefangenen, die als Eßbehälter verwendbar waren. Sie hatten alle einen scharfen Rand und waren außerdem zu klein. Wenn Essen verteilt wurde und man hatte einen Anspruch auf einen halben Liter Wassersuppe, dann paßte der da nicht rein.

So mußte sich jeder irgendwie einrichten und dabei zusehen, daß man nicht in die furchtbarsten Arbeitskommandos wie zum Beispiel das Jauchefahren gesteckt wurde. Ich habe Gott sei Dank nie Jauche fahren müssen. Ich habe nur einmal, im Winter 1945/46, an einer Beerdigung teilnehmen müssen. Damals waren es noch nicht so viele Leichen, die wir an diesem stockdunklen Morgen beerdigt haben. Wir schleppten sie auf irgendwelchen Unterlagen in die Nordwestecke des Lagers. Dort gab es Furchen, und wir versuchten, darin zu graben, Löcher auszuheben. Es war kalt, der Boden war gefroren, und wir hatten fast kein Handwerkszeug. Der Posten fror und bearbeitete uns mit Gewehrkolbenschlägen und fluchte. Er war verantwortlich dafür, daß die Toten da draußen blieben. An weitere Details kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich weiß nicht, wie wir die Toten unter die Erde bekommen haben. Das alles raubte mir fast den Verstand. Ich habe sofort Erich Lehmann gebeten, mich von diesem Kommando wegzuholen. Später hat es Ernst Naumann aus Zeithain als gefangener deutscher Leiter des Beerdigungskommandos geschafft, mehr Ruhe beim täglichen Beerdigen zu erreichen, weil er sich mit den Posten verstand und auch mehr Arbeitsgerät erhielt. Niemals wurde ein Totengedenken erlaubt. Ernst Naumann hat unter seiner Aufgabe sehr gelitten. Dies sage ich aus meinem täglichen Erleben als Melder.

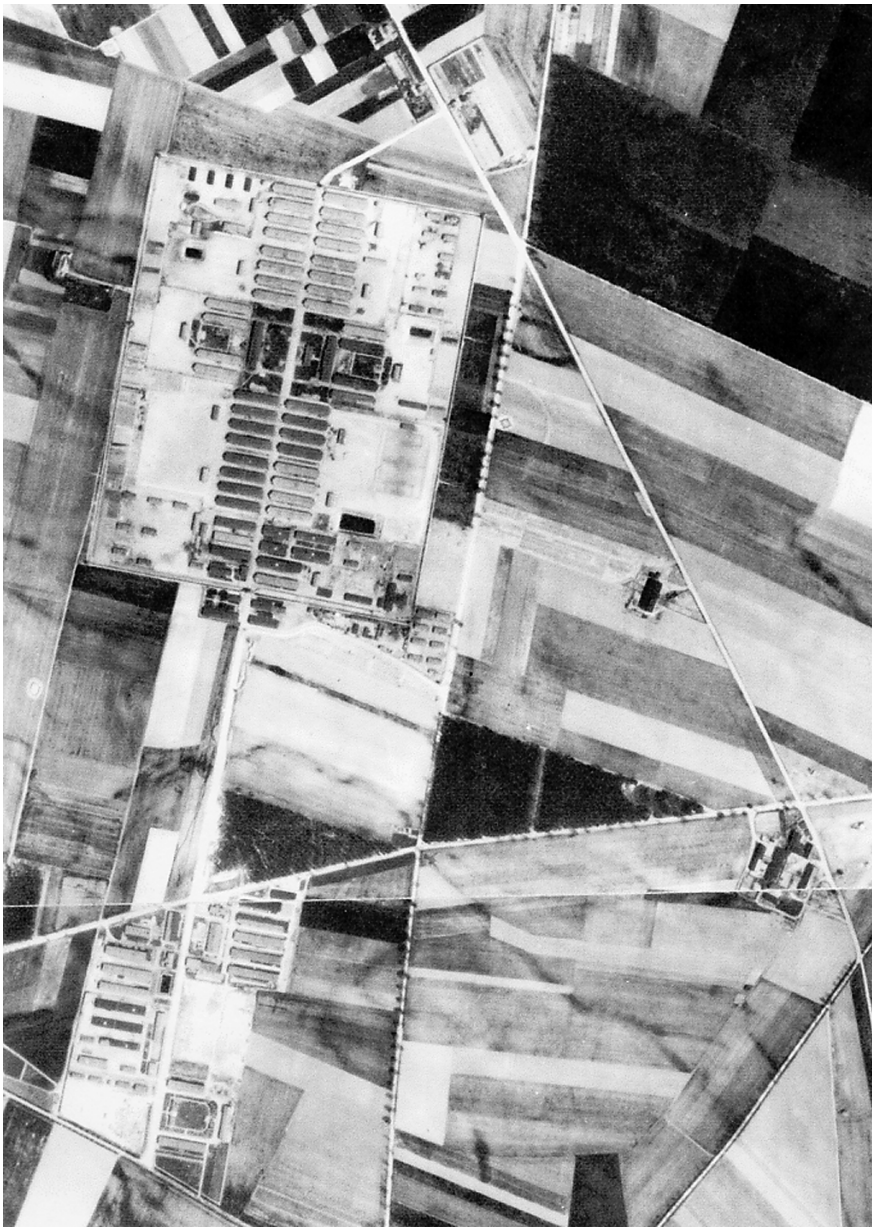
Im Winter 1945/46 war ich auch einige Male zum Holzholen eingeteilt. Der Wald, der sich südwestlich des Lagers befand, wurde abgeholzt, da wir Holz für die Bäckerei und für die Küche brauchten. Wir mußten schwere Holzstämme in das Lager tragen. Die Russen waren dort sehr ungehalten, und so habe ich eine Menge Kolbenschläge ins Kreuz bekommen, weil ich nicht so gut tragen konnte.

Irgendwie schaffte ich es dann aber doch, daß mir leichtere Arbeiten zugewiesen wurden. Bei einem dieser Arbeitskommandos mußten wir Baracken von Einbauten befreien und Pritschen einbauen. Das erforderte ein gewisses Tempo, denn laufend kamen neue Gefangene dazu. Ende 1945 hatte das Lager Mühlberg bereits 10 000 Insassen. Ich erinnere mich noch genau an die bunt bemalten Wände aus einer Baracke, in der offenbar holländische Kriegsgefangene gelebt hatten. Die meisten Angehörigen dieses Pritschenkommandos waren Bauern aus der Magdeburger Börde, die gerade aus dem Zuchthaus in Magdeburg gekommen waren und relativ gut genährt erschienen. Sie waren sehr kameradschaftlich und nahmen mir die körperlich schweren Arbeiten ab. Ein paar Wochen später sind sie einer wie der andere gestorben, denn sie hatten sich übernommen, und die schlechte Ernährung tat ein übriges.

Im Revier der ersten Frauenbaracke traf ich meine Tante Luise. Sie war früher sehr korpulent, nun aber vollkommen abgemagert. Tante Luise Spaar war die ältere Schwester meiner Mutter und eine sehr liebe Tante. Seit ihrer Heirat in den 20er Jahren wohnte sie mit ihrer Familie in Lauchhammer. Dort war sie als Hausfrau einige Jahre Ortsfrauenschaftsleiterin gewesen. 1945 nahm sie das NKWD an ihrem Geburtstag fest. Über Bad Liebenwerda wurde sie ins Lager Mühlberg gebracht, wo sie vom Tag ihrer Einlieferung an bettlägerig war. Meine Tante hatte ein Nierenleiden, das – schon gar unter unseren Lagerbedingungen – nicht heilbar war. Später kam sie in das Lazarett des Lagers. Dort habe ich sie des öfteren besuchen dürfen. Am 22. Januar 1946 ist Luise Spaar gestorben.

In der Anfangszeit des Lagers gelangten durch die vielen Außenkommandos und infolge der noch mangelhaften Bewachung häufig Informationen auf Zettelchen, „Kassibern“, ins Lager und aus ihm hinaus. Bleistifte und Papier waren noch aus der Zeit des Kriegsgefangenenlagers vorhanden. Auch Sachen, die Familienangehörige brachten, erreichten oft die Empfänger im Lager. Je nachdem. Einmal erkannte ich bei dem Mitglied eines Außenkommandos meine Drillichjacke und -hose. Denn mein letztes Drillichzeug war eine Uniform des Afrikakorps. Erich Lehmann half mir dabei, sie dem Träger abzunehmen. Meine Eltern hatten ihm draußen mit Billigung des Postens einige Sachen gegeben, die er mir mitbringen sollte. Aber er hatte sie einfach behalten.

Die Russen benötigten für ihre eigene Versorgung alles mögliche, was sie selbst nicht hatten. So suchten sie sich Gefangene aus, die diese Dinge besorgen konnten. Sie wurden mit einem Wachposten nach Hause geschickt und kamen dann unter Bewachung mit dem Gewünschten wieder in das Lager zurück. Natürlich brachten sie auch immer etwas für den Lagerchef, Hauptmann Samoilow, mit in der Hoffnung auf weitere Besorgungsfahrten. Dies ist inzwischen durch Akten belegt. Die größte Sache, die auf diese Weise zum Lager Mühlberg



Luftbild Lager Mühlberg als Stalag IV B April 1945. Oben Siedlung Neuburxdorf, darunter Lagerstraße mit Kriegsgefangenenlager sowie weiter unten Vorlager mit Kriegsgefangenenlazarett, Unterkünften etc. Unten mündet die Lagerstraße in die Straße Burxdorf-Altenau ein.

Quelle: Luftbilddatenbank® Ing.-Büro H. G. Carls, Würzburg.

kam, war ein ganzer Lastwagen, der mit den verschiedensten Dingen beladen war. Ein Fabrikbesitzer aus Plauen hatte ihn zu Hause abgeholt. So besaß nun das Lager sogar einen eigenen Lastwagen. Und Hauptmann Samoilow besaß bald darauf einen Pkw – mit Radio! –, den der Vater eines mitgefangenen Jungen „spendieren" durfte. Doch mehr als eine Heimfahrt und ein Melderposten war für den Junior „nicht drin".

Zum Jahrestag der Oktoberrevolution 1945 mußte ein Lagertheater eingerichtet werden. Einige künstlerisch begabte Gefangene malten viele große Stalinbilder, und das Theater bekam eine tolle kitschige Säulenfassade. Künstler gab es unter den Gefangenen genug, aber man benötigte natürlich auch noch Kostüme, Dekorationen und Musikinstrumente. Die Kostüme und Dekorationen wurden mit Hilfe des in Mühlberg eingesperrten Direktors Johannes Merz aus dem Operettentheater in Leipzig geholt, das dann selbst erst einmal ohne auskommen mußte. Die Musikinstrumente sollte Alfred Kruse holen, der in Markneukirchen einen Musikinstrumentengroßhandel betrieb. Ich habe meinen Eltern einen kurzen Brief geschrieben, ihn schön zusammengefaltet und eine kleine Wegbeschreibung beigelegt. Alfred Kruse hat es wirklich fertiggebracht, daß mein Brief während der zwei Nächte, die er zu Hause war, meine Eltern erreichte und daß sie ihm noch ein Paket für mich mitgeben konnten. Mein Paket und diejenigen für andere Gefangene schmuggelte Kruse in einer großen Pauke in das Lager. Man rief mich bei Dunkelheit ins Theater und drückte mir das Paket in die Hand – verrückt! Das Paket enthielt vor allem Kleidungsstücke, die ich für den Winter brauchte, zum Beispiel meinen Wintermantel. Doch solch ein Glück passierte mir nur einmal und nie wieder. Denn einer Streife der Militärpolizei war aufgefallen, daß Gefangene unter Bewachung unterwegs waren, um Sachen zu holen. Samoilow blieb trotzdem bis Ende 1946 Lagerchef. Geschadet hat ihm diese Art der Versorgung nicht, und dem Lager und uns war damit geholfen.

Am 8. oder 9. November 1945 kam mittags einer vom Außenkommando zu mir und sagte, mein Vater wäre draußen. Er war einer der Gefangenen, die nahe der Straße Neuburxdorf–Altenau die Steingebäude des ehemaligen Kriegsgefangenenlazaretts abbauten und die Ziegelsteine ins Lager brachten, damit die Lagerbauten instand gesetzt werden konnten. Es gab ein Kommando, das die Ziegel abbaute und eines, das sie ins Lager transportierte. Mein Vater hatte also irgend jemandem zugerufen: „Achim Kilian, 7. Kompanie", und derjenige hatte mich dann informiert. Ich ging zum Kommandoführer und ließ mich nachmittags für das Ziegelträgerkommando einteilen. Wir gingen hinaus und kamen an einen Schlagbaum, an dem ein buckliger Russe mit seinem Gewehr stand. Er fror, denn es war kalt, feucht und windig. Ich sah meinen Vater, und er sah mich. Vati ging zu dem Posten hin, zeigte auf mich, sagte ihm, daß ich sein Sohn sei. Nach ein, zwei Blicken winkte mich der Posten an die Schranke heran, auf deren anderer Seite mein Vater stand. Wir haben dann bis zum Dunkelwerden erzählt, und unser buckliger Freund – er war wirklich wie ein Freund – hat sich dafür überhaupt nicht interessiert. Er tat so, als hätte er damit nichts zu tun. Später trat ein Mann mit einem großen Koffer von außerhalb an ihn heran.

Als er ihn öffnete, sah ich, daß der Koffer mit Zigaretten vollgestopft war. Der Bucklige gab dem Koffer jedoch nur einen kräftigen Fußtritt, so daß er in den Dreck flog, denn bestechen lassen wollte er sich nicht. Der Mann konnte wieder gehen, alles war erledigt. Ich aber stand weiterhin mit meinem Vater am Schlagbaum und unterhielt mich mit ihm über alles mögliche. So fragte ich zum Beispiel nach Onkel Hermann und sagte meinem Vater, wenn ich noch einmal aus dem Lager herauskäme, würde ich ganz sicher nach Amerika gehen. Dann fragte ich ihn, ob er nicht Brot dabei hätte. Da ging er in einem unheimlichen Tempo fort und kehrte nach einer Weile mit Brot zurück. Ich durfte so lange alleine an dem Schlagbaum stehen bleiben, meinen Russen kümmerte das nicht. Als die letzte Kolonne wieder zurück in das Lager marschierte, winkte er nur: Nun mußte ich mich verabschieden und gehen. Diese unglaubliche Geschichte rührt mich noch heute. Was wird aus dem Soldaten geworden sein?

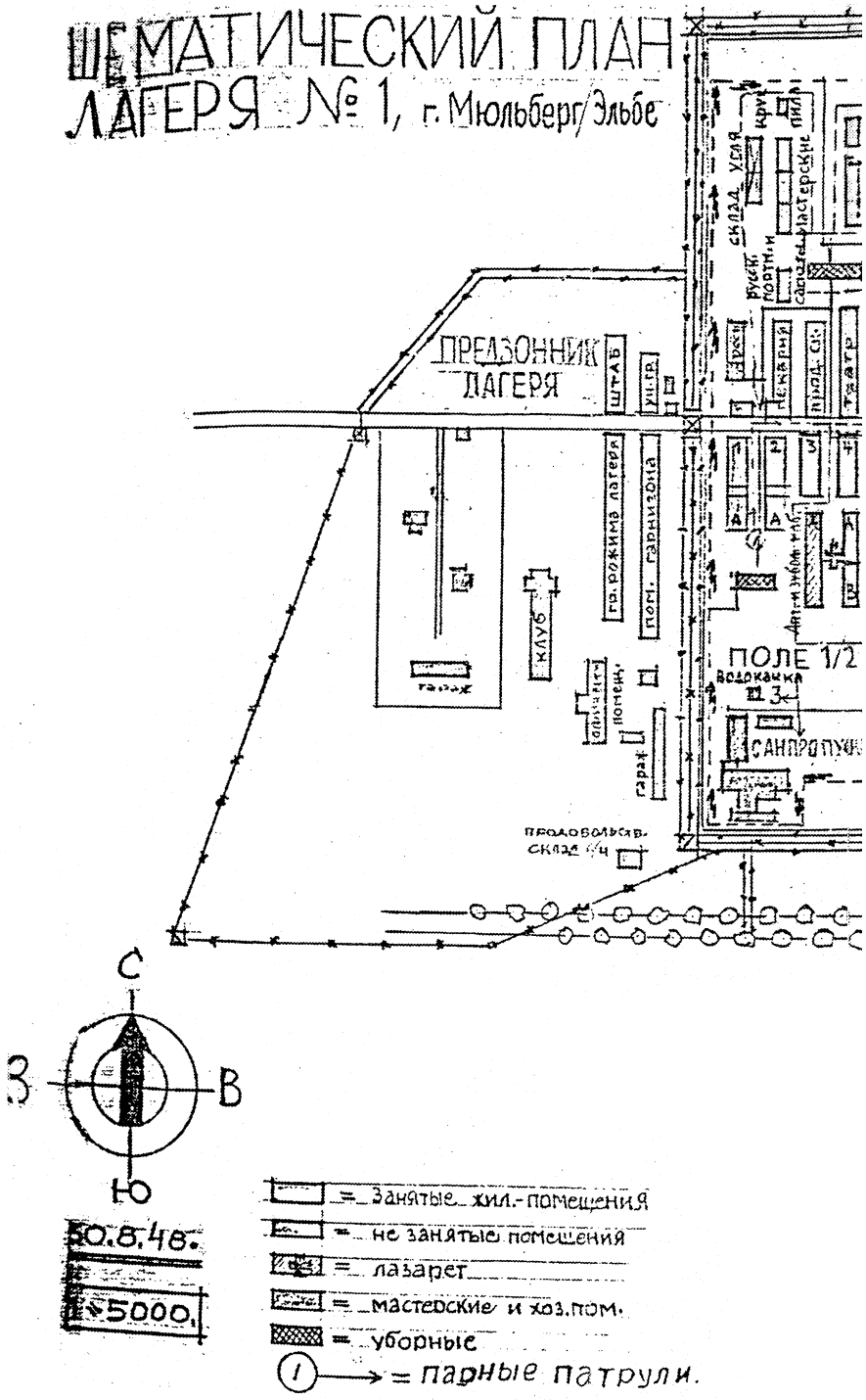
Es gab auch einen ganz schneidigen Wachtposten, tadellos gekleidet. Er hat niemanden geschlagen, war aber sehr streng. Wieder einmal hatte ich mich für ein Arbeitskommando einteilen lassen, weil mir mitgeteilt worden war, daß mein Vater in der Nähe sei. Dann sah ich ihn von weitem mit seinem hellen Mantel, der im Wind flog, schnellen Schrittes auf uns zukommen. Der Russe rief mich, ich durfte meinem Vater die Hand drücken, aber das war es auch schon. So einen Händedruck vergißt man nicht! Mein Vater hatte so viel Kraft aufgeboten, allein schon, um bei den unmöglichen Bedingungen 1945 von Oelsnitz nach Mühlberg zu fahren. Dann mußte er sich auf diesem Riesenareal zurechtfinden und dann noch versuchen, mich zu sehen. All dies für einen einzigen Händedruck. Selbst das wurde jedoch schon bald unmöglich, auch der Informationsaustausch mittels Kassibern fand sein Ende. Wahrscheinlich hatte die Lagerleitung wegen der Bestechlichkeit der Posten und wegen ihrer eigenen Bestechlichkeit einen Rüffel von oben bekommen, und so ging sie nun daran, den Befehl zur völligen Isolierung der Gefangenen von der Außenwelt konsequenter als bisher umzusetzen.

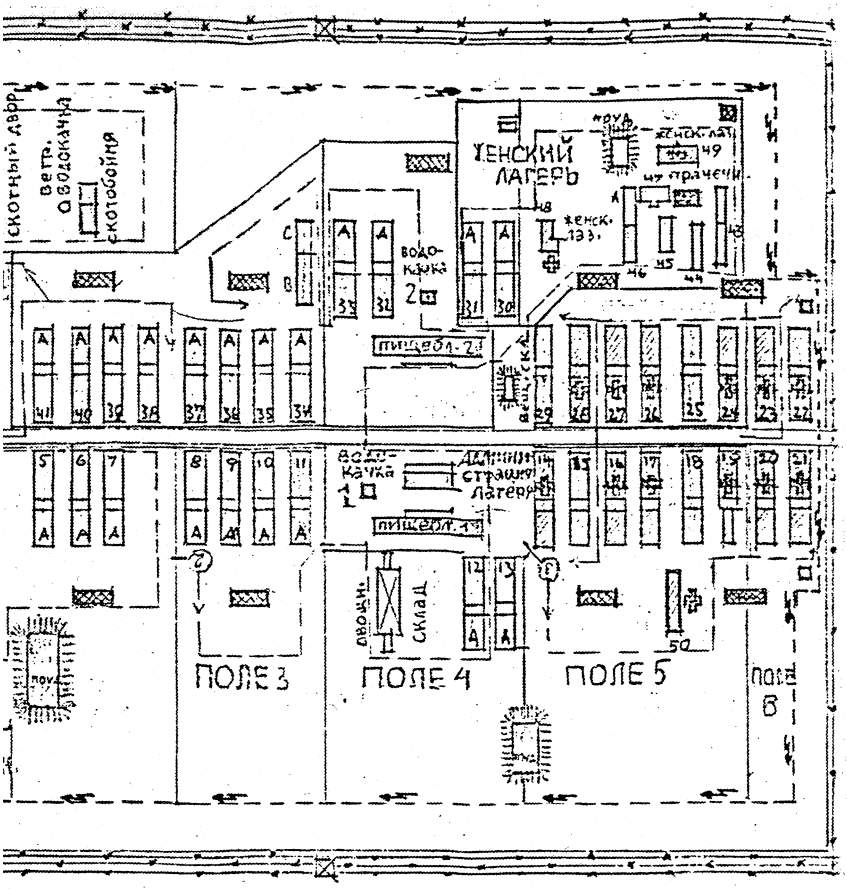
Für die Bewachung ist auch folgende Episode aufschlußreich. Einmal war das Jauchekommando unter der Leitung von Hilfsleiter Erwin Wilhelm draußen. Wilhelm war im Zivilleben Verwalter eines gräflichen Schlosses in Sachsen. Im Krieg wurde er als Untersturmführer der Waffen-SS (Leutnant) an der Ostfront eingesetzt. Nachts überfielen Partisanen einmal ein Dorf, in dem seine Einheit lag. Es wird gesagt, daß Erwin Wilhelm Ende der 40er Jahre wegen der Geschehnisse dieser Nacht zum Tode verurteilt und in der Sowjetunion hingerichtet worden sei. Im Lager Mühlberg war er seit 1945 Leiter des Jauchekommandos. Während einer Jaucheabfuhr kamen auf einem Motorrad zwei deutsche Kommunisten vorbeigefahren. Die begannen nun, den russischen Wachtposten zu beschimpfen, weil Wilhelm als Kommandoführer eine rote Armbinde mit Stern trug. Der Russe aber hat die Reklamation nicht entgegengenommen, sondern so lange mit seiner Maschinenpistole rumgefuchtelt, bis die beiden das Weite suchten. Wir waren zwar in Gefangenschaft, aber nicht vogelfrei. Solche Wachtposten erfüllten oftmals lediglich eine lästige Pflicht, hatten aber selbst im Grunde genommen ein scheußliches Leben.

Im Dezember 1945 wurde Erich Lehmann Kommandoführer im Innenbereich. Als einer der Lagerführer einen Melder suchte, schlug er sofort mich vor. Das war die größte Chance meines Lebens in Mühlberg. Es gab zu diesem Zeitpunkt noch keine Zoneneinteilung, sondern nur eine Einteilung in den nördlichen und in den südlichen Bereich des Lagers. Die Lagerstraße war die Trennungslinie: Alles, was südlich der Lagerstraße war, unterstand dem Lagerführer Adolf Hinze, der der angenehmere von beiden Lagerführern war. Bei ihm wurde ich Melder. Das bedeutete zunächst vor allem zweierlei: Erstens bekam ich eine Armbinde als Melder, das heißt, ich konnte überallhin. Kein Mensch hat mir was sagen können, denn ich war „Hinze sein Melder". Intern war ich sein Laufbursche, der die Kommunikation aufrechterhielt, seine Sachen instand gehalten hat und ständig zur Stelle sein mußte, wenn er mich brauchte. Auf diese Weise habe ich im Lager Mühlberg sehr viel gesehen und gehört. Zweitens zog ich in Baracke 11 ein. Dort gab es einen Raum, in dem die Kommandoführer wohnten. Das war natürlich sehr viel angenehmer als unter den vielen anderen zu hausen. Hier wohnte ich in einer Gruppe mit dreißig Leuten und bekam einen Suppennachschlag.

Das übelste war die Goldräuberei. Lebendigen und Toten wurde das gesamte Gold, das sie besaßen, abgenommen bzw. herausgebrochen. Diese Goldschieberei bezog sich aber nicht nur auf eine gewisse Elite der Russen, etwa die Offiziere; die Russen waren alle mehr oder weniger an diesem Geschäft beteiligt. Einige der Sergeanten, die uns jeden Tag beim Appell zählten, hatten plötzlich den ganzen Mund voll mit gestohlenem Gold. Manchem „Tormelder" am Lagertor kamen einfache Soldaten mit einer Hand voll Gold entgegen und sagten, das solle jetzt für sie geschmolzen werden. Die gingen dann in die sogenannte Kunstwerkstatt und brachten Goldklumpen zurück. Aber auch der deutsche Oberspitzel im Lager, Erich Thomas, hatte eines Tages den Mund voller Goldzähne. Russen und Deutsche waren gleichermaßen in die Goldräuberei verwickelt. Spitzel machten für Essenzuschläge Mitgefangene ausfindig, die Goldringe besaßen, Thomas und andere nahmen sie ihnen mit oder ohne Gewalt ab, und gewisse Zahnärzte brachen Lebenden und Toten Goldzähne aus. Empfänger des Goldes waren die Bewacher des Lagers. Jedes Wort, das ich dazu in meinem Mühlbergbuch „Einzuweisen zur völligen Isolierung" geschrieben habe, ist wahr. Merkwürdig, daß kein professioneller Leser darauf eingegangen ist oder mir geholfen hat, dieses schauerliche Thema öffentlich zu machen. Das Mühlberger „Goldfieber" soll nicht in Vergessenheit geraten.

Als Adolf Hinze einmal im Winter abends zu mir sagte, ich solle noch mal mit in die Wäscherei kommen, sind wir bei ziemlich kaltem Wind über das Gelände in den Südwestwinkel des Lagers marschiert, in dem die Wäscherei lag. Das war großartig: zu zweit in der Dunkelheit, kein Mensch zu sehen, kein Russe, der einen bedroht hat, nichts. Zur Wäscherei und wieder zurück, das war wie ein Ausflug unter freiem Himmel. So etwas vergißt man sein Leben lang nicht. Hinze merkte wohl auch, daß mir das guttat. Im Sommer 1946 wurde er schlagartig abgeholt und angeblich nach Leipzig verlegt. Möglicherweise zur Verurteilung, denn er soll beruflich mit Fremdarbeitern zu tun gehabt haben.


ШЕМАТИЧЕСКИЙ ПЛАН
ЛАГЕРЯ № 1, г. Мюльберг/Эльбе
ПРЕДЗОННИК ЛАГЕРЯ
ШТАБ
УН-ГР
ГР. РОЖИМА ЛАГЕРЯ
ПОМ. ГАРНИЗОНА
КЛУБ
ГАРАЖ
ПОЛЕ 1/2
ВОДОКАЧКА
САНПРОПУСК
ПРОДОВОЛЬСТВ. СКЛАД 1/4
СКЛАД УГЛЯ
МАСТЕРСКИЕ
ПЕКАРНЯ
ПРОД. СК.
ТЕАТР
С
З
В
Ю
50.8.48.
1:5000.
= занятые жил.-помещения
= не занятые помещения
= лазарет
= мастерские и хоз.пом.
= уборные
1 → = парные патрули.



Plan des Speziallagers Mühlberg, Ende August 1948

Aber das sind nur Mutmaßungen, denn auf derselben Transportliste stehen mindestens zwei oder drei Frauen, die angeblich auch nach Leipzig gekommen sein sollen, dort aber mit Sicherheit nie angekommen sind. Sie gehörten zur Gruppe der „zur Arbeit mobilisierten Deutschen“ (Zwangsarbeiter) und waren aus Rembertow über Schwiebus nach Mühlberg gekommen. Eine von ihnen arbeitete für den Leiter der Wirtschaftsabteilung als Haushälterin. Eines Tages hat der Leiter des Lagers, Hauptmann Samoilow, sie entlassen, und zwar mit einem Entlassungsschein, aus dem hervorging, daß sie für die Russen gearbeitet hatte. Das war ein inoffizieller Abgang mit einem persönlich von Samoilow ausgestellten Beleg mit Stempel und Feldpostnummer. Aber die Frau erschien dann auf dieser Liste der angeblich nach Leipzig Verlegten, damit die Statistik wieder in Ordnung war.

Was wird aus Adolf Hinze geworden sein? Er stammte aus Aue, war am 24. Februar 1896 geboren. Ich habe ihn nie Persönliches gefragt. Die Herkunft des einzelnen wurde nicht hinterfragt, denn dazu war die Angst vor Spitzeln, von denen es genügend gab, viel zu groß. So etwas wie Vergangenheitsbewältigung oder öffentliche Gewissensprüfung konnte man in dieser Atmosphäre nicht erwarten. Man mußte verschlossen bleiben. Ich kann bis heute über Dinge, die ich nicht weitersagen soll oder nicht weitersagen will, schweigen wie ein Grab. Das war damals lebenserhaltend, denn ich habe Dinge gesehen und gehört, über die ich nicht sprechen durfte. Als Melder habe ich nie zu erkennen gegeben, daß ich irgend etwas schon seit langem wußte, weil das nur Schaden gebracht hätte. Ich bin auch heute noch in manchem unaufrichtig, und ich bringe es wirklich fertig, Dinge zu verschweigen, über die ich nicht reden will. Ich versuche, meine wahren Gefühle nicht immer zu zeigen, weil das in Mühlberg auch nichts gebracht hätte. Es war viel besser in Mühlberg, stoisch zu bleiben als Gefühle zu zeigen. Ich mußte sehen, daß ich selber durchkam, und die Melderposition hat mir dazu verholfen. Als Adolf Hinze im Juni 1946 verlegt wurde und damit weg war, wurde ich Melder der Kommandoführer. Zur selben Zeit wurde Erich Lehmann in die UdSSR deportiert. Ich bleibe ihm mein Leben lang dankbar.

Etwa zur gleichen Zeit gab es eine neue Einteilung des Lagers in Zonen. Unsere Baracke 11 gehörte jetzt zur Zone 3, deren Leiter Erich Pöllmann wurde. Als Melder der Hilfsleiter arbeitete ich nun auch für ihn. Die Hilfsleiter waren tagsüber mit ihren Arbeitskommandos beschäftigt, und auch Pöllmann war die meiste Zeit in seiner Zone und im Lager unterwegs. Deshalb hatte ich oft wenig zu tun. So lernte ich mit der Zeit ganz gut Schach spielen. Das war nach der Lagerordnung erlaubt, wir hatten ein Schachbrett und Figuren, und ein Mitspieler fand sich immer. Im nachhinein gesagt, war Schach ein hervorragender Zeitvertreib, denn es hielt den Geist wach. Zu Pöllmann. Er stammte aus Auerbach im Vogtland. Im Lager kannte ich ihn zuvor nicht. Er hatte wohl zeitweilig ein Außenkommando geleitet und blieb bis zum Spätsommer 1947 Zonenleiter. Dann wurde er eines Tages völlig überraschend abgelöst und im Lager in einer eingezäunten Baracke eingesperrt. So etwas hatte es bis dahin nicht gegeben. Den Grund habe ich zuverlässig nie erfahren. Ende Juni 1948 hat man Pöllmann als

einen von 72 „Spezialisten“ zur Arbeit bei einer MGB-Verwaltung in oder bei Berlin verlegt. Seither habe ich ihn aus den Augen verloren.

Weder Pöllmann noch die Hilfsleiter waren erfreut, als im Spätsommer 1946 der „Hilfsleiter für Sonderaufgaben“ Erich Thomas in Baracke 11 einquartiert wurde. Bis dahin war er Barackenältester einer Jugend„kompanie“ gewesen. Jetzt wurde er der Chef von Mitgefangenen, die Spitzeldienste verrichteten, und die wir „Gruppe Thomas“ nannten. Obwohl diese Leute natürlich nicht als Gruppe auftraten. Es sei denn, beim Nachschlagfassen. Denen ging es darum, Besitzer von Wertgegenständen wie Gold(zähne) und Eheringe ausfindig zu machen und in Gesprächen irgendwelche Belastungsmöglichkeiten für die weitere Verfolgung „verdächtiger Elemente“ durch die Operativgruppe des Lagers zu erkunden. Vielleicht hatten sie auch Stimmungsberichte zu liefern. Das sage ich aus heutiger Sicht. Im Lager ging man denen am besten ebenso aus dem Weg wie anderen, die man nicht kannte. Denn man wußte nicht, was sie im Schilde führten. Im Hungerlager Mühlberg machte ein „Nachschlag“ vieles möglich. Wer war der Chef von Thomas, sein „Führungsoffizier“? Thomas war in der Wehrmacht Unteroffizier gewesen und hatte das Kriegsende bei Delitzsch erlebt. Als die Russen kamen, hat er offenbar seinen Kompanieführer denunziert. Jedenfalls trafen sich beide eines Tages im Lager Mühlberg wieder. Leutnant Fritz Ennulat wurde Sanitäter der „Stabsbaracke“, in der die Lagerselbstverwaltung „residierte“. In der Zeit des Kriegsgefangenenlagers 1939–1945 war dies die Kantine, in der man mit Lagergeld einkaufen konnte. Ringsum hatte sich damals ein Schwarzmarkt entwickelt. Dies nur am Rande. Fritz Ennulat war zeitweise sehr krank und entging gewiß deshalb der Deportation als Kriegsgefangener in die Sowjetunion. Wir haben uns öfters über seine ostpreußische Heimat, seine Soldatenzeit und sicher auch über Thomas unterhalten. Der trug noch im Lager seinen Uniformrock. Er wohnte mit Pöllmann zusammen, und beim Aufräumen habe ich einmal in seinen Rocktaschen einen Goldzahn und Zettel mit Namen, Notizen gefunden. Darüber bin ich sehr erschrocken, auch wegen des Risikos, von Thomas ertappt zu werden. Dieser Fund hätte „ins Auge gehen“ können. Das meine ich buchstäblich. Noch heute überfällt mich Panik, wenn ich diesen Augenblick vor Augen habe. Vor Thomas hatte ich wirklich Angst. Mit seinem Melder Manfred habe ich niemals über seinen „Chef“ und dessen Arbeit gesprochen. Thomas hat mich einmal für einen Nachmittag in das Arresthaus gesperrt, als er mit einem Russen seine Geschäfte machen wollte und ich zufällig dazu kam. Er hätte es je nach Laune geschafft, mich „fertigzumachen“, wie er es anderen gelegentlich androhte. Im November 1957 bin ich Erich Thomas noch einmal begegnet. Er hatte sich vor dem Schwurgericht in Berlin-Moabit wegen seiner Untaten im Lager Mühlberg zu verantworten, und ich war einer der Zeugen. Der Berliner „Tagesspiegel“ hat diesen Prozeß begleitet. Ich möchte zwei Sätze aus dem abschließenden Bericht zitieren: „‚Mildernde Umstände mußten dem Angeklagten versagt werden, weil er seine Machtstellung als Hilfsleiter in dem sowjetzonalen Konzentrationslager Mühlberg rücksichtslos ausgenutzt hat, um seine Mithäftlinge zu schädigen.‘ Das sagte der Vorsitzende des Schwurgerichts zu dem 42jährigen Erich Thomas, der nach

mehrtägiger Verhandlung wegen Raubes und räuberischer Erpressung sechs Jahre Zuchthaus und drei Jahre Ehrverlust erhielt." Im Lager Mühlberg waren Thomas und dessen Agenten etwa Mitte 1947 unversehens verschwunden. Seit Anfang 1947 war Major Ssasikow Chef des Speziallagers Nr. 1 Mühlberg. Offenbar auf seine Weisung wurden sie – wie Pöllmann – im Lager in Arrest genommen. Der Kontakt zum Spezialkontingent, dem sie weiterhin formell angehörten, war ihnen untersagt. So blieben sie gewissermaßen zweifach isoliert, vom Lager und von der Außenwelt. Das war doppelt hart.

Wie Pöllmann und Thomas wurde 1947 auch Walter Haller von den Russen abgesetzt. Der „Hauptlagerführer" und seit Sommer 1946 „Oberleiter S/K" Walter Fritz Haller wurde am 8. April 1900 in Erlbach im Vogtland geboren, zog Mitte der 30er Jahre nach Riesa und wurde im Laufe des Krieges vermutlich dort Leiter eines Fremdarbeiterlagers. Die Mühlberg-Akten belegen, daß er nach der Festnahme in Riesa, Rosa-Luxemburg-Straße 96, über das Gefängnis der Operativgruppe des NKWD in Großenhain Mitte September 1945 mit einem Transport von 41 Gefangenen in das Speziallager Mühlberg eingeliefert worden ist. Auf geheime Weisung von Oberst Zikljajew, dem Leiter der Abteilung Speziallager in Deutschland, wurde der Arrestant Walter Haller am 29. September 1947 vom Speziallager Nr. 1 in das Speziallager Nr. 4 verlegt. Ein Mitgefangener hat später berichtet, daß Haller im Lager Nr. 4 Bautzen 1948 „in seinen Armen" gestorben sei. Im Lager Mühlberg trat Haller nicht allzu oft in Erscheinung, und wenn, dann anmaßend oder brutal. Er war gefürchtet. Sein Sündenregister wird wohl nie geschrieben werden. Im Urteil vieler seiner Mitgefangenen galt und gilt er als „Verbrecher". Zeichen von Menschlichkeit sind kaum überliefert.

Ich blieb bis 1948 Melder, selbst als deren Anzahl eines Tages reduziert wurde. Der neue Zonenleiter, Otto Gehler, ein ehemaliger kommunistischer KZ-Häftling, hat sich bei dem entscheidenden Gespräch in der Stabsbaracke für mich ausgesprochen. Ich war 20 Jahre alt, und eigentlich sollten jüngere Häftlinge diese Tätigkeiten übernehmen. Wenn überhaupt. „Der Achim bleibt Melder", entschied er. Und so blieb es. Auch später hielt Otto Gehler seine schützende Hand über mich. Ich weiß nicht, womit ich dies verdient hatte, und bleibe Otto Gehler mein Leben lang dankbar. Otto Gehler, 1894–1958, stammte aus Aschersleben, wurde als Musketier 1916 schwer verwundet und war 1919 Gründungsmitglied des Spartakusbundes in seiner Heimatstadt. Von Anfang der 20er Jahre bis 1933 war der kämpferische Kommunist insgesamt mehr als zwei Jahre in Haft, unter Hitler fast zehn Jahre, davon fünf Jahre im Zuchthaus Celle wegen Vorbereitung zum Hochverrat. Nach dem Tod seines Sohnes Otto als Soldat ist Otto Gehler aus dem KZ Herzogenbusch entlassen worden, hat 1945 in Aschersleben mit anderen die KPD neu gegründet und wurde erst Polizeichef, dann Oberbürgermeister der Stadt. Von Ende 1945 bis Anfang 1950 war Otto Gehler NKWD- bzw. MWD-Häftling in Halle, Mühlberg und Buchenwald, wurde dann in Waldheim verurteilt, 1952 vorzeitig entlassen und 1956 vom Generalstaatsanwalt der DDR rehabilitiert. Wie seine Frau Minna war er dann SED-Mitglied. Welch ein Schicksal!

In Mühlberg habe ich Otto Gehler vielleicht nur leid getan. Er meinte es gut mit mir, wie er es gewiß auch mit anderen gut gemeint hat, die ihm in den Jahren seiner Gefangenschaften begegnet sind.

Abgesehen von der Lagerselbstverwaltung gab es keine Hierarchie innerhalb der Lagergesellschaft, keine Titel oder Ränge. Berufe anderer Gefangener waren unwichtig und spielten überhaupt keine Rolle. Man kannte sich nicht einmal mit Namen, abgesehen von jenen, mit denen man unmittelbar zu tun hatte. Einer war dem anderen gegenüber absolut anonym, es gab lediglich kleine oder größere Kreise von Vertrauten, die immer kleiner wurden, weil viele nach Rußland kamen.

Ich hatte als Melder nur gelegentlich Probleme mit der deutschen Lagerpolizei, dem sogenannten Ordnungsdienst. Das war eine Institution, die neben den Kommandoführern und den Zonenleitern entstanden war. Der Ordnungsdienst kontrollierte, daß man zum Beispiel nicht unberechtigt von einer Zone in die andere ging. Später trugen diese „Polizisten“ Mützen der Luftwaffe, zwar ohne Hakenkreuz, aber mit Kokarde. Es gab unter ihnen den einen oder anderen Wichtigtuer, der mich nicht über die Zonengrenzen lassen wollte; um solche Leute machte ich dann einen großen Bogen. Ich selbst habe diesen Dienst nicht so ernst genommen, aber den „normalen“ Gefangenen hat er mitunter das Leben noch schwerer gemacht, als es ohnehin schon war.

Was mich darüber hinaus am Leben erhielt, war der nie ganz abreißende Kontakt zu meinen Eltern. Mein Vater hat es immer wieder geschafft, über eine Bauernfamilie und die Bahnhofswirtin in Neuburxdorf, Senta Bruder, mit mir

Mühlberger Lageralltag 1946. Zeichnung von Walter Reiche, Dresden

Kontakt zu halten. Das habe ich nie jemandem in dieser „Melder-Szene“, in der ich tätig war, offenbart, sondern immer für mich behalten. Ich durfte nicht ins Gerede kommen, schon der Spitzel wegen nicht. So erfuhren meine Eltern, daß ich nicht für den Transport nach Rußland ausgesucht worden war, und ich konnte ihnen auch einmal schreiben, daß es mir „gut“ ginge, damit sie beruhigt waren. „Gut“ ging es mir insofern, als ich nicht ernstlich krank wurde. Nur einmal bekam ich einen Anflug von Gesichtsrose, die aber schnell wieder vorbeiging, da mir ein Arzt sehr geholfen hat. Im Lazarett war ich nie. Aber ich war immer in Angst, wie so viele andere, gerade auch Jugendliche, an Tbc zu erkranken. Vor dem Tag im April oder Mai 1948, an dem ich geröntgt wurde, habe ich mich deshalb sehr gefürchtet, aber Gott sei Dank war der Befund eindeutig: Ich hatte keine Tuberkulose.

Als ich in Zone 3 Melder war, kam in der Regel der Starschi Sergeant (Oberfeldwebel) Ilja Tschechminzow zum Zählappell. Er gehörte zur sogenannten Operativ-Gruppe, die für die Aktenführung und Bespitzelung der Gefangenen und des Lagerpersonals verantwortlich war. Ich kannte seinen Namen, weil er mich Briefe lesen ließ, die er von zu Hause bekam. Ilja hatte einen Schäferhund, mit dem er nachmittags zum Zählen der Gefangenen in die Zone kam. Alle Gefangenen hatten anzutreten, und Ilja mußte seine Liste kontrollieren. Damit das aber überhaupt funktionierte, hatten wir einen Friseur, der inzwischen Russisch gelernt hatte und zuvor mit Ilja Tschechminzow die Liste durchging und verglich. Ilja kratzte sich immer den Kopf, und der Friseur zählte für ihn. Dann gingen wir hinaus, und Ilja hat mit strenger Miene getan, als ob er durchzählte. Da seine Meldung immer stimmte, konnte er uns beide ganz gut leiden. Manchmal, nach dem Politunterricht, kam er aber auch mit seinem Schäferhund, hetzte ihn vermeintlich auf mich und schrie: „Verdammter Faschist, Du!“ Eines Tages sagte ich zu ihm, ich hätte Hunger. Daraufhin schickte er mich zum Lagergärtner, einen Kopfsalat für ihn zu holen. Ich holte den Salatkopf und brachte ihn zu Ilja, der einfach nur sagte: „Du essen!“ So war unser Verhältnis. Man mußte sich mit jenen gut stellen, mit denen man täglich zu tun hatte, oft im Sinne eines bekannten späteren Buchtitels: „Stell dich mit den Schergen gut“. Ilja war für mich ein unberechenbarer Typ, aber kein Scherge, sondern im Gegenteil sogar gutmütig. Entsprechend der Uniform und dem Befehl, für dessen Erfüllung er geradestehen mußte, konnte er nicht so gutmütig sein, wie er vielleicht hätte sein wollen. Aber auch Ilja Tschechminzow hatte bald den Mund voller Goldzähne.

Von Anfang an waren im Speziallager Mühlberg auch Frauen und Mädchen eingesperrt und wie die Männer von der Außenwelt isoliert. Die meisten von ihnen waren sogar zweimal isoliert, nämlich auch vom übrigen Lager. Das Frauenlager war ein Lager im Lager, mit Stacheldraht und Abstandzonen ringsum und mit einem für die meisten Frauen und natürlich die Männer verschlossenen Zugang. Nur Frauen und Mädchen, die für die Russen arbeiteten, Schwestern im Lazarett waren oder der „Kultura“ angehörten, und für die Essenholerinnen und wenigen Melderinnen öffnete sich das Tor tagsüber. Alles in allem war dieses Frauenlager streng vom übrigen Lager abgetrennt, und Kontakte waren streng verboten. Als das Speziallager Jamlitz bei Lieberose aufgelöst wurde, ka-

men zu den 500 Frauen fast 900 dazu, und das Frauenlager platzte aus den Nähten. Unter den Neuankömmlingen waren auch drei Oelsnitzer Frauenschaftsleiterinnen. Jede war für die Frauenschaft in einem der drei Oelsnitzer Ortsteile zuständig gewesen. Die Amerikaner, die bis Ende Juni 1945 das Vogtland besetzt hielten, hatten neben dem Kreisleiter der NSDAP auch die Kreisfrauenschaftsleiterin „mitgenommen“ und sich für die niedrigeren Ränge nicht interessiert. Eine von diesen Frauen, eine Buchhändlerin namens Hagemann, kannte ich recht gut, denn ich hatte bei ihr immer meine Schulbücher gekauft. Ihr Mann war während des Krieges in Frankreich gefallen. Nach ihrer Festnahme mußten sich ihre beiden Töchter, 14 bzw. 16 Jahre alt, allein durchs Leben schlagen. Wegen ihrer schwierigen Lage bat sogar die kommunistische Ortsgruppe um die Freilassung der Mutter, natürlich ohne Erfolg. Während die Kreisfrauenschaftsleiterin, die von den Amerikanern verhaftet worden war, 1947 in Darmstadt entlassen wurde, gelangten die drei Frauen aus dem Mühlberger Lager erst 1948 in die Freiheit.

Frau Hagemann hat mir zukünftig immer die Socken gestopft. Es gab im Lager ein Mädchen – ich glaube, es hieß Maria –, das ich leider bis heute nicht aus-

Stempel des Speziallagers Nr. 1 des NKWD Mühlberg 1945/46

findig machen konnte. Sie ging jeden Tag aus dem Frauenlager ins Lazarett und mußte da irgend etwas hinbringen oder auch abholen. Wenn ich Socken zu stopfen hatte oder etwas ähnliches, fing ich sie an einer vom Wachturm nicht einsehbaren Ecke ab und gab ihr das für Frau Hagemann mit. Das hat immer funktioniert. Einmal sagte sie mir, daß sie am Tor des Frauenlagers auf vielleicht im Haar versteckte Zettel kontrolliert worden sei. Unter Gefangenen war dies doch allerhand!

Die Frauen, die ich im Lager kennengelernt habe, waren tapferer, duldsamer und weniger wehleidig als die Männer. Weil ich deren Gerede über Rezepte und über Spekulationen, Gerüchte und Parolen nicht mehr hören konnte, bin ich gern im Lager unterwegs gewesen, um allein zu sein. Viele Männer haben sich förmlich selber zu Tode geredet, auch deshalb wollte ich mich vor ihnen abschirmen. Das mag hart klingen, war aber mein Rezept, um aus diesem Schlamassel wieder herauszukommen.

Hiobsbotschaften und Ungewißheiten gab es ohnehin genug. Nässe, Kälte, Flöhe, das ständige Beisammensein in den mehr oder weniger großen und hohen düsteren Räumen der Baracken, kein Fetzen Stoff zum Naseputzen, nichts zum Schreiben, viele kleine und große Nöte, keine Chance auf bessere Tage. Und dazu das Sterben ringsum. Wie oft denke ich noch heute an die gute Tante Luise, an Hans Bohmann vom Oelsnitzer Pfaffenberg, geboren am 10. Oktober 1929, aus meinem Fähnlein, an den und jenen, die alle plötzlich nicht mehr da waren, gestorben waren. Ohne jede Chance auf Heilung. Weil es in diesem schrecklichen Lager Mühlberg fast nichts gab, das ihnen hätte helfen können. Hans Bohmann war mit anderen Oelsnitzer Jungen um seinen 16. Geburtstag herum als „Werwolfverdächtiger" festgenommen worden. Hunderte von Jungen allein der Jahrgänge 1928, 1929, 1930 und 1931 sind in den Tbc-Baracken gestorben. Liebevoll von mitgefangenen Ärzten, Schwestern, Pflegern umsorgt, aber ohne Chance zum Überleben. Irgendwo am Nordrand dieses Lagers in großen oder kleinen Massengräbern beerdigt, mit Chlorkalk bestreut, ohne jede Blume, ohne einen letzten Gruß und ohne daß ihre Eltern und Geschwister dies von sowjetischer Seite erfuhren. Da kommt man sich im nachhinein fast wie ein Egoist vor, weil man davongekommen ist, überlebt hat, ist scheu vor dem Leid der Angehörigen. Trauer ist in einem, man steht bei solchen Gedanken neben sich, möchte sich zurücknehmen, läßt nur die in diesem Elend Umgekommenen gelten.

„Liebes Irmchen! Wir warten auf unseren Sonnenschein."

Zeitungsannoncen. „Herzliebes Juttchen! Beste Wünsche… Alle gesund, hoffentlich auch Du! Uns. Gedanken nur bei Dir. Dora oft hier. Dank für alles Liebe. Innigst Vati, Mutti, Heini, Tante Anni, Hartmut, Ingrid, Helga." – „Mein Ernst! Mit Zuversicht immer auf ein Wiedersehen hoffend. In Liebe Deine Inge, Dieter, Knut." – „Mariannchen! Hoffnungsfrohe Silvestergrüße! Baldige gesunde Heim-

kehr. Dein Muttchen." „Lieber Alfred! 22.3.29. Herzliche Grüße, alles gesund. Papa, Mama, Hans, Oma, Tante Emma, Rosi-Gerda." – „Ernst-Martin! 11.6.00. Herzliche Grüße und Glück-auf 1949. Wir sind in Gedanken immer bei Dir und warten voll Zuversicht. Hille, Jürgen, Helga, Rüdiger, Dietrich, Martina, Oma und Opagel, 2861, Annelies, Gertrud u. Fritz m. Lene." – „Lieb. Alwin! Bin gesund u. habe mein Auskommen in L. Den Goldbergern geht es gut. Erwin u. Fam. noch i. L. Alles gesund, auch die Zwillinge Ralf u. Lutz. Viele liebe Grüße und auf Wiedersehen Deine Gertrud." – „Eichwalde! Lieber Gustav! (23.10.93). Näherei erhält mich. Erwarte Dich sehnlichst. Deine Grete." „Liebes Heinerle! Senden Dir herzl. Grüße. In Liebe Deine Püppi, Gerd, Schotti u. Muttel." – „Paul! Wünsche D. bald. Heimk. Gertrud." – „Liebste Annemie, Edith und Ursula! Euch herzlichste Grüße. In Frankfurt, Zehlendorf und Pankow alles in Ordnung. Lotte."–

Ab Ende Januar 1949 nimmt die „National-Zeitung", Berlin, solche Anzeigen nicht mehr an. Sowjetische und deutsche Aufpasser haben das so angeordnet. Die totale Isolation der Spezialkontingente in Stalins Lagern soll nicht durchlöchert werden. Wie kam es zu den Anzeigen? Seit Herbst 1947 werden SBZ-Zeitungen in die Speziallager geliefert. Nach der Entlassungsaktion Juli/August 1948 haben Heimkehrer ihre zurückgebliebenen Lagerkameraden auf diesem Weg gegrüßt. Das hat Schule gemacht. Manche Nachricht kommt trotz des Verbots an: „Wir grüßen als Verlobte. Marianne Blaszyk. Gottfried Becker. Holzhausen/Sa., Bad Lausick, 12.2.49." Beide waren in Mühlberg eingesperrt. Im Juli 1949 werden sie als Vermählte grüßen.

Wer kann als Außenstehender ermessen, was es heißt, über Jahre von drinnen nach draußen und von draußen nach drinnen von jeder familiären Nachricht abgeschnitten zu sein?! „Sei unbesorgt. Alle gesund." Macht das nicht Mut? „Der Gedanke, daß man gleichsam von liebenden und achtenden Personen aus der Ferne kontrolliert und zurückerwartet wurde, bewahrte so manchen vor Erniedrigung und moralischem Verfall. Er zwang zu zusätzlichen Anstrengungen, die ohne diese Motivation wohl kaum hätte geleistet werden können, er spornte den Häftling an, Gesicht und Menschenwürde zu wahren und schützte so manchen vor dem Allerschlimmsten – dem Tod." Dazu eine Äußerung: „Ich glaube, ich habe auch deshalb überlebt, weil ich mir den Gedanken an den Tod verbat, obwohl meine Leidensgefährten vor meinen Augen starben. Ich stellte mir vor, wie meine Mutter das alles mitnehmen würde, und schrieb deshalb graphisch und stilistisch sorgfältig abgefaßte Briefe heiteren Inhalts nach Hause, der umgebenden Wirklichkeit zum Trotz. Jan Krokowski." (Zenon Jagoda, Stanislaw K1odzinski, Jan Maslowski zum Überleben im Lager in: Die Auschwitz-Hefte.)

Mein Vater bringt es fertig, 1945, 1947 und auch 1948 mit mir kurze Nachrichten auszutauschen. Bautzen ist von Anfang an total verschlossen. Nach einer Instandsetzungsphase mit zahlreichen Außenkommandos setzen auch die Mühlberger Lagerbetreiber ab Dezember 1945 die von Anfang an befohlene völlige Isolierung ihres Kontingents durch. Bis Herbst 1946 bringen Neuzugänge je nach Aufenthaltsdauer im „GPU-Keller" der Operativgruppe noch Neuigkeiten ins Lager. Entlassene übermitteln trotz Verbots diese und jene Nachricht. All dies mil-

dert nicht den harten Schnitt durch alle Familienbande. Und im Lager bleiben Kranke im Lazarett von Freunden abgeschnitten; noch nicht einmal Besuche in andern Lagerzonen sind erlaubt. So wird die Isolation zur unmenschlichen Qual. Selbst die Toten bleiben isoliert. Namenlos werden sie in anonymen Gräbern beerdigt. Niemand erfährt von ihrem Tod. Er bleibt geheim. Und manchen läßt man auf dem Papier zweimal sterben, um Buchhaltungsfehler zu löschen. Und um das Maß der Unmenschlichkeit, der Mißachtung, des Hasses vollzumachen, bereichert man sich gar an den Goldzähnen der Umgekommenen.

„Im September 1945 wurde ich von einer russischen Dienststelle zu einer kurzen Vernehmung nach Zerbst beordert. Die Vernehmung sollte angeblich eine halbe Stunde dauern – es wurden drei Jahre daraus. Weshalb ich verhaftet wurde, weiß ich heute noch nicht. […] Ich bin der Hölle von Mühlberg entkommen. Aber immer wieder stehen die düsteren Szenen des Lagerlebens vor mir auf, der Hunger, die Kälte, der Stacheldraht und vor allem die geistige und seelische Not. Und der Gedanke an die Zurückgebliebenen und an die nach Rußland Verschleppten läßt mich nicht mehr los." (Ein Dessauer Ingenieur in „Rheinische Post", 14. August 1948, eine Woche nach meiner Heimkehr.)

Isolation, Mißachtung, Haß – rascher als meine Mutter streife ich diese Qualen nach meiner Heimkehr ab. Ihr sind sie ins Gesicht geschrieben. Sie hat alle meine Kassiber aufgehoben, wird sie aber nie mehr lesen. Schweren Herzens sieht sie mit an, wie ich im Winter 1948/49 Vorbereitungen für den Weggang in den Westen treffe. Als ich deshalb im Januar 1949 in Berlin bin, kommt zu einem Gespräch mit Rainer Hildebrandt zufällig ein Journalist der Zeitung „Sozialdemokrat" hinzu. Wenig später schreibt er einen Bericht „über den Kampfbund gegen Unmenschlichkeit": „Im August des vergangenen Jahres [1948] standen in der Kundgebung ‚Schweigen ist Selbstmord' zum ersten Male ehemalige Häftlinge sowjetischer Konzentrationslager auf einem öffentlichen Podium… Die Veranstalter – die Jugendgruppen der demokratischen Parteien – hatten fast selbst schon nicht mehr geglaubt, daß diese Kundgebung jemals zustande kommen würde – so schwierig war es, Häftlinge zu finden, die zu sprechen bereit waren." Als Echo kam eine „Flut von Briefen, geschrieben von Menschen, deren Angehörige verhaftet, verschleppt und verschwunden waren", und „als Antwort gründeten die genannten Jugendgruppen den Kampfbund gegen Unmenschlichkeit". Sein Leiter ist Rainer Hildebrandt. Von ihm höre ich im RIAS und will ihn kennenlernen. Deshalb bin ich bei ihm, finde das Verständnis eines Fremden, auf das man nach solcher Gefangenschaft kaum zu hoffen wagt. Später, viel später, lese ich über ihn, daß er mit Albrecht Haushofer befreundet war, der nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet worden ist. Zwei Zitate: Hildebrandt „erzählte mir, daß auch er vor der Sowjetbesetzung zu den Deutschen gehört hatte, die sich einbildeten, die Russen würden sie befreien." Die Realitäten belehrten ihn eines Besseren: „Wir wissen jetzt, …daß Macht auf Dauer davon abhängt, in welchem Maße sie sich auf geistige und moralische Werte stützt" (Freda Utley: "The High Cost of Vengeance", 1950 in Deutsch, „Kostspielige Rache".)

Als ich nach Westdeutschland komme, interessiert man sich kaum für „mein" Thema. Mein Nachkriegsschicksal ist ja auch nur eines unter vielen anderen.

Viele um mich herum suchen neuen Halt und eine neue Existenz. Mir tut es gut, so kurz danach nicht von Mühlberg sprechen zu müssen. „Ich war in russischer Gefangenschaft". Das reicht. Was hatte eine Frau in Hof zu ihrer Fensternachbarin gesagt, als ich am 1. Juni 1945 in einer kleinen Gruppe ehemaliger Soldaten auf dem Heimweg nach Oelsnitz war? „Guck mal, da ist ja ein ganz kleiner!" Sie meinte mich, und mehr Beachtung suche ich auch jetzt nicht.

Im Westen ist alles neu für mich. Nur die ARAL-Tankstelle, die ich in Würzburg vom Zugfenster aus sehe, erinnert unversehens an fröhliche Familienausflüge in Vatis „Röhr". Der war sein ganzer Stolz und wurde stets mit ARAL betankt. Natürlich erinnert dann und wann auch anderes an früher. Doch insgesamt wird die Wegstrecke 1949/50 in jeder Hinsicht zu einer ganz neuen und dementsprechend belebenden Erfahrung. Daß ich diese Zeit in Stuttgart verlebe, ist ein besonderer Glücksfall. Denn hier bin ich unter den eigensinnigen und fleißigen Schwaben. „Das Dumme ist nur, daß bei ihm [eben dem Schwaben] die Höflichkeit unter dem Gemüt verborgen ist. Und bis sie dann herauskommt, sind die andern schon längst beleidigt" (Willy Reichert). Schwaben sind nicht engstirnig und lassen sich kein X für ein U vormachen. Ich lerne von ihnen.

Ob „Irmchen" inzwischen gesund nach Hause gekommen ist oder noch in Buchenwald schmachten muß? Wie Eva, Nora, Günther, Eberhard... Einmal, als es in Buchenwald noch Zeitungen mit Grußanzeigen gab, ging ein Schrei durch eine Frauenbaracke. „Sei unbesorgt. Alle gesund", stand in einer Anzeige. Ein Schrei, ein Freudenschrei...

Heimkehr aus Mühlberg

Mein Überleben verdanke ich vor allem meinem Vater. Er hat das fast Unglaubliche fertiggebracht, immer wieder eine Verbindung zu mir zu knüpfen. Dies konnte ihm nur gelingen, weil er auf hilfsbereite Menschen stieß, die ihm, dem ihnen Fremden, halfen. Ohne Eigennutz, vielleicht aus Mitleid, vielleicht aus einer spontanen Regung heraus, aber ganz gewiß aus Nächstenliebe und Menschlichkeit. Auch wenn diese Worte unausgesprochen blieben.

„Jungge gutt, in Lager er (statt eines Wortes folgten ein strenges Gesicht und der militärische Gruß)". So begrüßte Oberleutnant Sascha Nuchotschanow eines Abends im Hinterzimmer des Gasthofs Bruder meinen Vater. Tage zuvor hatte Frau Bruder meinen Vater zu dem Oberleutnant geführt, der gelegentlich im Gasthof einkehrte. Der wies ihn nicht ab, ein Händedruck wurde gewechselt, mein Vater sprach von mir, durfte einige Zeilen schreiben, und der Oberleutnant sagte ihm, er möchte dann und dann wiederkommen. Inzwischen bestellte er mich zum Verhör, hatte meine Akte vor sich liegen, stellte ein paar Fragen und gab mir ein Blatt Papier. Ich las die Schrift meines Vaters und wurde mißtrauisch. Hatte man ihn auch eingesperrt? Oder was sollte dies bedeuten? Dann hörte man Schritte auf dem Flur der Baracke. Der Oberleutnant griff nach dem

Papier, steckte es in einen (kalten) Ofen und „vernahm mich“. Als keine Schritte mehr zu hören waren, bekam ich das Papier wieder, las es zu Ende, sollte selbst ein paar Zeilen schreiben. Das tat ich. Der Oberleutnant war freundlich, ich faßte Zutrauen zu ihm, und als er mich gehen ließ, umarmte er mich. Alles war unglaublich, kaum faßbar. Einige Tage später stand ich zufällig am hohen Maschendrahtzaun der Lagerstraße und sah den Oberleutnant kommen. Er war vielleicht auf dem Weg zur Stabsbaracke. Ich nahm Haltung an und grüßte ihn, wie dies vorgeschrieben war, verzog keine Miene. Wir kannten uns nicht. Deshalb das „Jungge gutt“ zu meinem Vater.

Um die Jahreswende 1947/48 wiederholte sich dieser Briefwechsel: „Mein lieber Vati! Eben war ich in den ‚Räubern‘, wurde herausgerufen und halte zu meiner Riesenüberraschung Deine lieben Zeilen in Händen. Gestern abend war ich bei Freund, heute abend wirst Du ihn wohl wiedersehen. Du, und soviel überlegte ich eben, Dir beim ‚nächstenmal‘ zu erzählen, doch ein Tag vergeht mir doch seit Jahren beinahe wie der andere, vor einem Jahr etwa bewahrte mich mein Auge vor einer ‚mystery tour into the Far East‘, am 22.1. vor 2 Jahren sagte ich Tante Luise auf Wiedersehen... Sag unserem Freund so viel Dank, Auf Wiedersehen Dein Achim.“

Als ich im April 1948 in die Quarantäne kam, hat der Oberleutnant über die Bruders meinem Vater bestellt, ich käme bald nach Hause.

Es dauerte dann zwar noch mehr als ein Vierteljahr bis zu meiner Entlassung Anfang August. Aber so faßten meine Eltern neue Hoffnung, daß ich endlich nach Hause kommen würde. Immerhin sind noch Hunderte gestorben, die schon auf den Entlassungslisten standen. Das zeigt am deutlichsten, daß selbst die Erwartung, daß man wahrscheinlich entlassen wird, nicht mehr die Lebenskräfte oder die Lebensgeister wecken oder beflügeln konnte.

Am Vorabend der Entlassung kam ich mit den etwa 190 Gefangenen, die entlassen werden sollten, in eine andere Unterkunft. Von dort aus ging es am nächsten Tag in die Baracke, in der die Papiere ausgehändigt wurden. Eine Russin rief uns nacheinander auf. Als ich an der Reihe war, hatte sie meine Akte vor sich liegen. Sie drückte mir meinen Wehrpaß und den deutschen Entlassungsschein in die Hand, auf dem stand, daß ich „aus einem Internierungslager“ entlassen worden sei. Dann erhielt ich Geld für die Fahrkarte nach Hause sowie Marschverpflegung. Während dies alles passierte, kam Oberleutnant Nuchotschanow und hat sich vor all diesen Gefangenen mit Handschlag von mir verabschiedet. Bevor er ging, sorgte er noch dafür, daß ich ohne kontrolliert zu werden in die Freiheit entlassen wurde. Es war das letzte Mal, daß ich ihn gesehen habe.

Wir stiegen auf die zur Abfahrt bereitstehenden Lkws. Zuvor wurde uns eingeschärft, in der Freiheit nichts über Einzelheiten des Lagers wie Verstorbene usw. zu erzählen. Die Sonne schien. In Burxdorf fuhren wir an einem Teich vorbei, auf dem ein paar Enten schwammen. Das waren die ersten fremden Lebewesen, die ich seit langer Zeit wieder zu sehen bekam. Am Bahnhof Neuburxdorf stürzten viele an den einzigen Fahrkartenschalter. Jemand rief meinen Namen. Es war die Hilfe von Frau Bruder. Als ich bei Bruders im Gasthof Mittag

aß, kam ein Einheimischer und wollte mit mir ein Gespräch anfangen. Ich ließ mich aber nicht darauf ein, denn ich kannte ihn ja überhaupt nicht. Nach dem Essen ging ich wieder zum Bahnhof. Es gab zwei Züge nach Hause, einmal über Riesa und einmal über Falkenberg – Eilenburg – Leipzig. Ich entschied mich, über Falkenberg zu fahren, weil mir das Gedränge zu dem Riesa-Zug zu groß war. Ich wollte so schnell wie möglich weg von den Gefangenen. Allein sein, endlich allein! Was für ein Gefühl war dies nach dem jahrelangen Eingesperrtsein, Tag und Nacht in vorgegebenen Gruppen leben müssen! Was für ein Gefühl war es, allein für sich entscheiden zu können – und war es nur der Reiseweg nach Hause! So setzte ich mich auf ein Fensterbrett am Bahnhof und wartete auf meinen Zug. Es war ein kleiner Zug mit ein paar Güterwagen. Die grünen Bäume flogen vorbei, es war herrlich.

Als wir in Leipzig ankamen, lief eine Krankenschwester auf mich zu und fragte: „Kommen Sie aus M.?“ Nachdem ich bejaht hatte, war ich sofort von vielen Leuten umringt. Sie fragten mich nach ihren Angehörigen, und tatsächlich waren einige Namen dabei, die ich kannte. Einer Frau konnte ich mitteilen, daß ihr Mann in der Quarantäne war, und sie schenkte mir daraufhin eine Tüte Pflaumen. Pflaumen zu essen, wenn man nicht so richtig satt ist, ist aber gefährlich, also habe ich sie langsam gegessen. Dann sprach mich eine Frau mit ihrer Tochter an. Deren Sohn und Bruder kannte ich aus Mühlberg recht gut, und so ließ ich mich überreden, mit zu ihnen nach Hause zu fahren. Ich habe ihnen alles mögliche vom Lager erzählt, aber nichts von ihnen zu essen bekommen. Ich habe solchen Hunger gehabt, doch die beiden hatten offenbar vor lauter Aufregung gar nicht daran gedacht. Dann bin ich wieder zurück zum Hauptbahnhof gefahren. Die Straßenbahnfahrt hat mir unaufgefordert ein jüngerer Mann bezahlt. Warum wohl? Sah er mir an, woher ich kam? Wer weiß.

Von Leipzig fuhr ich über Altenburg nach Plauen. Dort auf dem Bahnhof wartete meine Mutter. Mein Vater war zuvor jeden Tag mit dem Rad hingefahren, weil ihm jemand gesagt hatte, ich würde bald kommen. Aber immer hatte er ohne mich nach Hause zurückfahren müssen, weil ich doch nicht gekommen war. So ist dann eben meine Mutter mit dem Fahrrad gekommen. Sie sah so verhärmt aus, war überglücklich. Wir strahlten beide. Ich fuhr mit der Straßenbahn durch Plauen, und an der Endhaltestelle in der Südvorstadt trafen wir uns wieder und gingen den restlichen Weg zu Fuß.

Ich bin diese 12 bis 14 km nach Hause gelaufen, als wäre ich überhaupt nicht eingesperrt gewesen. Meine Mutter erzählte mir, daß meine Schwestern das Abitur gemacht hatten. Ich glaubte nicht daran, daß auch ich das noch schaffen könnte. Meine Mutter hat mir zwar gut zugeredet, aber ich war so wenig von mir überzeugt, daß sie mir meine Zweifel nicht ausreden konnte. Ich nahm mir auf diesem Heimweg vor, nach all dem Schrecklichen, was ich überstanden hatte, mich in Zukunft nicht mehr über Kleinigkeiten aufzuregen. Das habe ich leider in meinem Leben nicht ganz durchgehalten.

Die Berge an der Elster hatte ich mir viel höher vorgestellt, die waren gar nicht so hoch. Die Kirchtürme haben nicht in dem Maße aus Oelsnitz herausgeragt, wie ich das in Erinnerung hatte, und zu Hause in der Wohnung fiel mir die

Decke auf den Kopf. Ich war die hohen Baracken gewöhnt, und jetzt gab es eine 2,50 m oder 3 m hohe Decke. Das war alles so eng und klein. Es war unmöglich, in einem normalen Bett zu schlafen, denn es war zu weich und zu warm. So habe ich die erste Nacht auf dem Fußboden geschlafen, dann haben wir etwas drunter gelegt, und schließlich hatte ich mich wieder an mein Bett gewöhnt. Doch erst einmal kamen wir zu Hause in der Walkmühle an; ich war wieder daheim! Die Oma war 1946 gestorben. Mein Vater, meine Schwestern alle drei – was für eine Freude! An diesem 7. August 1948 waren wir wohl alle fassungslos. Was für ein Tag!

Ich war einfach froh, wieder zu Hause zu sein, anders als die meisten Hilfsleiter und alle anderen, die bis zum Februar 1947 nach Rußland deportiert worden waren. Daß ich davon verschont blieb, verdanke ich der russischen Ärztin, die bei uns durch Inaugenscheinnahme die Auswahl vorgenommen hat. Ich hatte mein Glasauge in die Hand genommen, ihr gezeigt und gesagt: „Glas (глаз = russ. Auge) kaputt." So kam ich nicht auf die Transportliste. Ich meine, als kleiner schwacher Kerl hätte ich die Schinderei in den sibirischen Bergwerken sicherlich nicht überlebt. Ich hatte aber auch Glück, kein Stabsmelder gewesen zu sein, denn von ihnen wurden mehrere wegen ihres tieferen Einblicks in die Lagerverwaltung 1948 nicht entlassen, sondern in das Speziallager Buchenwald verlegt.

Bald nach meiner Ankunft ging der Behördenweg los: Anmeldung, ärztliche Untersuchung, Arbeitsamt usw. Zunächst wurde ich als Rückkehrer ein paar Wochen vom Arbeitseinsatz befreit, aber schließlich sollte ich Demontagearbeiten verrichten. Mein Vater hat es jedoch geschafft, daß ich Stickereilehrling wurde.

Am 15. September 1948 teilte mir die „Kommission für den Übergang an die weiterführenden Schulen" in Oelsnitz mit, daß meinem Gesuch nach Wiederaufnahme in die 12. Klasse der Oberschule für den Abschluß mit dem Abitur nicht stattgegeben werden könne. Ich solle mich stattdessen einer anderen Ausbildung zuwenden. Ich bin sofort zum Schulrat Groth gegangen, der mir die Begründung offen ins Gesicht sagte: „Leute wie Sie können wir auf unserer Oberschule nicht brauchen." Ich wies ihn darauf hin, daß mein früherer Stammführer auf der anderen Straßenseite beim Rat des Kreises arbeiten würde; er war nicht verhaftet worden. Ihm hatten je drei bis vier Fähnlein und HJ-Gefolgschaften unterstanden! Auch an anderen Stellen waren meine Vorgesetzten aus der Hitlerjugend in Amt und Würden, mich aber wollte er nicht einmal wieder auf die Schule lassen!

Mit meinen Eltern und Schwestern habe ich nicht über Bautzen und Mühlberg gesprochen, aber ich habe eine Niederschrift über alles, was ich wußte, angefertigt. Inzwischen weiß ich auch von Mitgefangenen, daß sie – wie ich – auf diese Weise das Geschehene hinter sich bringen wollten. Ganz ist dies kaum jemandem, der gefangen war, gelungen. Vieles von dem damals von mir Aufgeschriebenen hat auch nach meiner späteren Einsicht in die Akten noch Bestand.

Drei Wochen später nahm mich mein Vater zur Herbstmesse nach Leipzig mit. Ich sah mir den Film „Das Lied von Sibirien" an. Was für Gefühle! Ab und

Один фотография!

zu traf ich auch auf Mühlberger, die man zumindest vom Gesicht her kannte. Danach fuhr ich zu meinem Onkel Alfred nach Eichwalde bei Berlin, um mir zwei schöne Brücken einsetzen zu lassen. Ich hatte im Lager sechs Zähne gezogen bekommen, weil man dort nichts anderes machen konnte als die kranken Zähne zu ziehen. Mit seinem Sohn Herbert spielte ich Schach. Das waren meine ersten Schachspiele seit Mühlberg. Natürlich bin ich von Eichwalde mit der S-Bahn auch ins Berliner Zentrum gefahren und traf dort prompt auf dem Kurfürstendamm den Leiter des Quarantänelagers. Meine Empfindungen an diesem ohnehin tristen Tag müssen zwiespältig gewesen sein. Noch heute lebt vieles in meiner Erinnerung. Mein langer Fußmarsch entlang den Ruinen Unter den Linden, am demolierten Brandenburger Tor vorbei und durch die Weite des verwüsteten Tiergartens mit den Resten des Botschaftsviertels zum Tauentzien. Meist war ich fast allein und umso mehr allein mit meinen Gedanken. Die Nähe des russischen Ehrenmals spürte ich nicht. Erst Jahre später, als ich längst von Amerika zurück war, ging ich dorthin. Das Alleinsein mit dem russischen Wachtposten nutzte ich spontan, bat ihn um ein Foto – „Odin fotografija, poshaluista" –, und er lächelte, stellte sich für einen Moment in Positur. „Spasibo, moi drug" – es ist ein sehr schönes Foto geworden, und immer dann, wenn ich es anschaue, frage ich mich, was wohl aus ihm geworden sein mag.

Damals, Anfang Oktober 1948, habe ich mir in Westberlin einen flotten Hut gekauft – je zur Hälfte mit Ostmark und mit Westmark – und den „Telegraf". Das war das erste Mal, daß ich überhaupt eine andere Zeitung in die Finger bekam. An einem Abend gingen wir ins Theater und sahen uns „Die schöne Helena" an. Alles war wieder normal.

Auf der Rückfahrt nach Hause hatte ich keinen Anschluß von Plauen nach Oelsnitz. So stand ich wieder an dieser Straße in der Südvorstadt, wo die Straßenbahn endet. Da kam ein russischer Militär-Lkw, ich winkte, und er hielt an. Ich fragte, ob sie mich nach Oelsnitz mitnähmen. Der Fahrer nickte, und ich setzte mich hinten auf den Lastwagen zu ein, zwei Soldaten, und mitten auf dem Marktplatz von Oelsnitz haben sie mich wieder ausgeladen. Wir verabschiedeten uns mit den russischen Floskeln, die ich ja ebenso kannte wie die üblichen Flüche. Meine Mutter wunderte sich, daß ich schon kam, und als ich ihr erzählte, ich sei mit einem Russen-Lkw gekommen, bekam sie einen großen Schreck. Das tat mir leid, aber ich fand nichts Besonderes daran. Vielleicht dachte ich, daß ich besser mit solchen Russen zurechtkam, weil ich lange Zeit mitten unter ihnen gewesen war. Alles war normal.

Flucht in den Westen

Eines Tages kam zu uns ein ehemaliger Oelsnitzer, der im Westen angefangen hatte zu studieren; er wollte von meinem Vater Spitzen kaufen, um sie im Westen zu verscherbeln. Ehe mein Vater im Zimmer war, kam ich mit ihm ins Gespräch. Er fragte mich, was ich so machen würde, und nachdem ich ihm von meinen Schwierigkeiten berichtet hatte, meinte er, ich solle es doch mal im Westen mit der Schule probieren. Daran hatte ich überhaupt noch nicht gedacht, und ich zweifelte ein bißchen, wie ich das ohne Verwandte und Geld schaffen sollte. Doch dieser Mann redete mir gut zu, irgendwie würde ich mich schon über Wasser halten können. So hatte er mir nun diesen Floh ins Ohr gesetzt, und ich sagte zu meinen Eltern: „Ich muß mal gucken, wie das im Westen aussieht." Ich hatte ja keine Vorstellung vom Westen. Im November 1948 bin ich dann mit dem Fahrrad mittags über die Grenze gefahren.

Das klingt jetzt so einfach, aber nachts über die Grenze zu gehen, war lebensgefährlich. Die russischen Posten schossen scharf, und auf den Friedhöfen in den Grenzdörfern findet man noch die Gräber von Menschen, die beim versuchten Grenzübertritt ihr Leben verloren haben. Nachts wurde auch manch einer erwischt, der in Hof in Bayern lediglich etwas einkaufen wollte, was es im Osten nicht gab. Es wurden die tollsten Geschichten von Leuten erzählt, die erst einmal drei Tage eingesperrt und vernommen wurden, bis sie wieder nach Hause kamen. Ich malte mir aus, wie sie mich verhaften, vernehmen und schließlich unweigerlich rausbekommen würden, daß ich in Mühlberg gewesen war.

So plante ich meinen Grenzübertritt gemeinsam mit meinem Vater sehr genau. An mein Fahrrad hängte ich eine Tasche mit einem Blumentopf, um gegebenenfalls glaubhaft meine Ausrede vermitteln zu können, ich wolle nur einen Besuch machen. Mein Vater blieb ab einer bestimmten Stelle zurück, und ich fuhr auf dieser Straße weiter geradeaus. Plötzlich kam mir aus dem Tal Schritt für Schritt ein dunkelblau gekleideter Volkspolizist mit einem Karabiner entgegen. Er wurde immer größer, hielt mich natürlich an und fragte, wo ich hinwolle. Ich antwortete ihm, ich führe zum Bauern Degenkolb, um Holz für den Winter zu holen. So ließ er mich weiterfahren. Auf der anderen Seite des Schlagbaumes am Ende der Straße standen zwei Bayern. Denen erzählte ich nun die Geschichte, die ich mir vorher für die Bayern überlegt hatte: Ich wolle bei der Universität Würzburg prüfen, ob ich dort meine Schulbildung beenden und ein Studium beginnen könnte. Die beiden schickten mich nach Nentschau, dort sollte ich ihrem Chef mein Anliegen vortragen. Dem berichtete ich, daß ich bei den Russen in Gefangenschaft war und nun im Westen mein Fortkommen suchen würde. Er fragte mich deshalb nur, ob ich Geld hätte, und wünschte mir dann eine gute Reise. In Hof borgte ich mir bei einer netten Familie, bei der meine ältere Schwester einmal war, 100 Mark. Ich hatte den Brillantring meiner Mutter als Pfand eingesteckt, aber sie verzichteten darauf. Danach stieg ich in die Eisenbahn und fuhr in Richtung Würzburg. Ich hatte eine Fahrkarte von Oelsnitz nach Gambach und zurück. Die hatten meine Eltern bei einer Bekannten im Bahnhof Oelsnitz gekauft, obwohl diese solche Fahrkarten eigentlich gar

nicht ausstellen durfte. Der Zug ab Hof fuhr so angenehm ohne Rumpeln und Ruckeln an, daß ich es zunächst gar nicht bemerkte. In Würzburg wohnte ich bei einem Bekannten, der meinem Vater vor und während des Krieges öfter Wein verkauft hatte. Ich kannte lediglich dessen Adresse. So stand ich plötzlich unangemeldet vor seiner Tür und bat um ein Lager für eine Nacht. Ich wurde herzlich aufgenommen, und da der Sohn als Buffo am Theater war, gingen wir am Abend gleich noch zu einer Aufführung dorthin. Am nächsten Morgen verabschiedete ich mich und stieg in den Personenzug nach Gambach. Ein katholischer Pfarrer, der mit mir im Abteil saß, schenkte mir einen Apfel.

In Gambach war mein Vater am Ende des Ersten Weltkriegs zwei Monate bei Bauern einquartiert. Als kleiner Junge hatte ich einmal ein paar schöne Tage auf dem dortigen Hof verlebt. Obwohl ich mich nicht angemeldet hatte, nahmen sie mich nun ebenfalls sehr herzlich auf und gaben mir gut zu essen. Später fuhr ich noch einmal zurück nach Würzburg und verkaufte dort bei einem Textilgeschäft einige Spitzen, die mir mein Vater mitgegeben hatte. So konnte ich die 100 Mark, die ich mir geborgt hatte, wieder zurückzahlen. Schon als ich nach Hof zurückkam, war ich fest entschlossen, in den Westen zu gehen. Denn ich war ohne jegliche Mittel gekommen und hatte es doch irgendwie geschafft, mich durchzuschlagen.

Ich blieb noch an Buß- und Bettag in Hof. Meine „Wirtsleute“ wollten, daß ich ihren Sohn kennenlernte, und so wurde dies ein besonders schöner Tag – in der Freiheit, wie ich dies empfand. Den Tag darauf stieg ich wieder auf mein Fahrrad und fuhr in Richtung Grenze. Dummerweise brach mir unterwegs eine Pedale ab. An der Grenze legte ich mich zunächst in ein Waldstück, um die Situation zu analysieren. Als zu einem bestimmten Zeitpunkt sowohl die bayrischen als auch die sowjetzonalen Grenzpolizisten weg waren, schnappte ich mein Fahrrad und fuhr los. Ich mußte mehr als einen Kilometer über freies Feld, und das mit einem Fahrrad, das nicht richtig funktionierte. Ich fuhr direkt auf ein kleines Wäldchen zu und fürchtete, darin könne jemand lauern und nur darauf warten, daß ich ihm in die Falle ging. Aber ich hatte Glück. Als ich dann durch das Wäldchen wieder auf den Weg kam, auf dem mein Vater und ich Richtung Grenze gefahren waren, kam mir ein Mann auf einem Fahrrad entgegen. Es war mein Vater.

Schon auf dem Nachhauseweg sagte ich ihm, daß ich in den Westen gehen würde. Nach Weihnachten packte ich einige Kleidungsstücke und anderes in zwei Koffer und fuhr damit Anfang Januar 1949 nach Berlin, um den Inhalt dort als 7-kg-Pakete aufzugeben. Das Gewicht war luftbrückengerecht. Alles schickte ich nach Gambach. In meinem Gepäck hatte ich auch einen von mir gezeichneten Lagerplan von Mühlberg sowie ein paar alte Dollarnoten von amerikanischen Verwandten. Mein Vater hatte sie nach dem Krieg in den Ölwannen seiner Stickmaschinen versteckt. Da der Zug sehr voll war, war eine Kontrolle praktisch unmöglich. Am Bahnhof Zoo mußte ich durch das Fenster aussteigen und mir mein Gepäck von den Mitreisenden aus dem Abteil nachreichen lassen. Vom Bahnhof aus fuhr ich zu Frau Schnerr, die aus Oelsnitz stammte, und logierte mich bei ihr ein. Als mein Vater die Volksschule besuchte, war ihr Vater,

Paul Apitzsch, einer seiner Lehrer. Später schrieb er ein sehr stimmungsvolles Buch über das Vogtland. Ihr Mann war nach dem Ende des Krieges in Berlin verhaftet worden und später irgendwo umgekommen. Bei Hilde Schnerr packte ich meine Pakete. In Berlin gelang es mir mit Hilfe guter Bekannter, meine Dollarnoten in insgesamt 113 DM umzutauschen, die ich wie meine Pakete nach Gambach schickte. Mit den leeren Koffern fuhr ich nach Hause zurück.

In Oelsnitz habe ich mich in der Folgezeit möglichst unauffällig verhalten. Ich holte meinen neuen Personalausweis ab und meldete mich sogar für die Volkshochschule an. Meine Mutter ging zur Oberschule, und deren Leiter, Herr Claus, bescheinigte mir, daß ich Ostern 1945 den Vorsemestervermerk erhalten habe. Von meinen Fluchtabsichten habe ich niemandem erzählt, bis auf eine Ausnahme: Bis 1943 war eine meiner Klassenkameradinnen Erika Roßbach. Sie war eine der Oelsnitzer Gruppenführerinnen bei den Jungmädels – so wie ich einer der Fähnleinführer war. 1946 oder 1947 war sie von der FDJ bedrängt worden, dort einzutreten und eine Funktion zu übernehmen. Da war sie so mutig gewesen, denen zu sagen, dies würde sie erst tun, wenn die Russen mich freiließen. Danach ließ man sie in Ruhe. Sie hat mir dies nach meiner Heimkehr 1948 erzählt. Einen Tag ehe ich in den Westen ging, begegneten wir uns in der Stadt, und ich platzte mit meinem Plan, wegzugehen, heraus. Anderen, auch meinem besten Freund Egon, erzählte ich nichts. An dem Sonntag meiner Flucht, am 13. Februar 1949, stand Egon bei uns vor der Tür, um uns zu besuchen. Zu der Zeit war ich eventuell gerade in Bayern angekommen. Er wunderte sich, daß ich nicht zu Hause war, aber meine Mutter verriet nichts, auch nicht ihre Aufregung, ob wohl alles glattgehen würde. Vieles war ungewiß, nicht nur der Grenzübertritt. Deshalb hatten wir verabredet, daß meine Eltern mich in den nächsten vier Wochen noch nicht abmelden sollten, falls ich doch wiederkommen müßte.

Ich fuhr mit meinem Vater erneut an die Grenze. Nachdem wir bei einem Kriegskameraden, der zwei Kilometer von der Grenze entfernt wohnte, Mittag gegessen hatten, begannen wir, das Gelände zu prüfen. Wir hatten zusätzliches Glück, daß ein Trauerzug alle Aufmerksamkeit auf sich zog und ich mit meinem Rad gar nicht auffiel. Ich war vorsichtig, daß ich keinem Grenzpolizisten begegnete, und radelte über die Grenze. Der Boden war hart gefroren. In dieser Stunde kam mir zustatten, daß ich in den letzten Jahren gelernt hatte, schwierigen Situationen mit viel Nüchternheit zu begegnen. Erst als ich dann später am Nachmittag auf meinem Fahrrad die Straße nach Hof hinabrollte, fiel manche Last ab. Ich fühlte mich erst mal so richtig frei.

Student in Stuttgart

Über Hof und Gambach, wo ich noch einmal richtig tief durchatmete und das weitere Vorgehen durchdachte, kam ich schließlich am 20. Februar 1949 nach Stuttgart. Hier mußte ich nun zunächst alle Hürden nehmen, die es nur gab. Die erste war das Quartier. Ich hatte einen Schulfreund, der an der Technischen Hochschule Stuttgart studierte, mit dem ich aber vorher nicht korrespondieren konnte. So fuhr ich auf gut Glück zu ihm hin und fragte, ob ich eine Woche bei ihm wohnen könne. Sowohl er, Karlheinz Walter, als auch seine Quartiergeber, Familie Elsenhans, waren einverstanden.

Nachdem ich vorerst eine Bleibe gefunden hatte, meldete ich mich vorsorglich bei einer Oberschule an. Dann ging ich mit meinem Vorsemestervermerk zum Kultusministerium und ließ ihn in einen Reifevermerk umwandeln. Das gelang nur, weil der zuständige Beamte freundlicherweise auf eine Verfügung zurückgriff, die eigentlich für Spätheimkehrer galt, die seit dem 1. September 1948 nach Hause gekommen waren. Für ihn war ich auch ein Spätheimkehrer, obwohl ich mich schon Anfang August zurückgemeldet hatte. Seinerzeit hat man solche Kriegsgefangene als Spätheimkehrer bezeichnet, die relativ spät aus der Gefangenschaft entlassen wurden; im damaligen Württemberg-Baden galt als Stichtag der 1. September 1948. Überwiegend waren die Spätheimkehrer Gefangene in sowjetischer Hand. Denn die Westalliierten hatten sich an eine Vier-Mächte-Abmachung gehalten, nach der deutsche Kriegsgefangene bis zum Jahresende 1947 entlassen werden sollten. Eventuelle Ausnahmen mag es gegeben haben.

Dann meldete ich mich im Lager für illegale Grenzgänger in Ludwigsburg an. Dort bekam ich täglich 50 Pfennig Taschengeld und nach etwa einer Woche eine Aufenthaltsgenehmigung. Nun benötigte ich noch eine Bescheinigung vom Wohnungsamt. Die künftige Schwiegermutter meines ehemaligen Sturmartilleriekameraden Walter Kümmel, der in Stuttgart wohnte, hat mir bei einem Architekten eine kleine Wohnung mit zwei Zimmerchen für 20 Mark im Monat besorgt. Beim Wohnungsamt erhielt ich eine Bescheinigung, daß ich diese Wohnung für die Dauer des Studiums als Schlafstelle beziehen dürfe.

Anschließend habe ich schriftlich meine Entnazifizierung beantragt. Mein Entlassungsschein aus dem sogenannten Internierungslager galt nicht als Entnazifizierungsbescheinigung. Ich durfte im Gegenteil diese Bescheinigung gar nicht übermäßig hervorheben, denn wie die Russen hatten auch die Amerikaner Angst vor Spionen. Im Mai bekam ich einen „Einstellungsbeschluß“ der Spruchkammer: ich fiel unter eine 1946 erlassene Jugendamnestie.

Schließlich war die Haupthürde, die Zulassung zum Studium, zu nehmen. Mit dem Zulassungsantrag sollte ich mich in der Fakultät für Geisteswissenschaften bei Herrn Professor Martini melden. Ich kam in ein kleines Zimmer, so eine Art Sekretariat. Ein Mann fragte mich nach meinem Anliegen, und ich sagte ihm, daß ich wegen meiner Studienzulassung zu Herrn Professor Martini wolle. Ich erzählte, daß ich in sowjetischer Gefangenschaft gewesen war und nun in meiner Heimat nicht mehr weiter zur Schule gehen dürfe. Er sagte, ge-

ben Sie das mal her, und schrieb in das vorgesehene Feld: „wird sehr befürwortet“. Es war Fritz Martini selbst.

Fritz Martini, 1909–1991, stammte aus Magdeburg. Nach dem Studium an den Universitäten Zürich, Graz, Heidelberg, Grenoble und Berlin hat er 1933 in Berlin über Wilhelm Raabe promoviert. 1944 berief ihn die Technische Hochschule Stuttgart als ordentlichen Professor für Literaturwissenschaft und Ästhetik. 1949 erschien seine „Deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart“, die inzwischen in der 19. Auflage vorliegt und u. a. ins Englische, Italienische, Polnische, Spanische und Portugiesische übersetzt worden ist. Martini war Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, hat zeitweise das Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft herausgegeben und war Gastprofessor in den USA, in England, Italien, Skandinavien und anderswo. In Stuttgart wurde Professor Martini mein Mentor. Er hat mir den Weg nach Amerika geebnet und war insgesamt über seine fachliche Unterstützung hinaus viele Jahre ein menschlicher Rückhalt. Um mit meinem Reifevermerk die Hochschulreife zu erlangen, mußte ich in den ersten beiden Semestern „Ergänzungsprüfungen“ ablegen. Dazu belegte und hörte ich in beiden Semestern auch je eine Vorlesung bei Professor Martini. Er prüfte mich jeweils selbst im Gespräch, und nicht zuletzt dabei lernten wir uns etwas kennen.

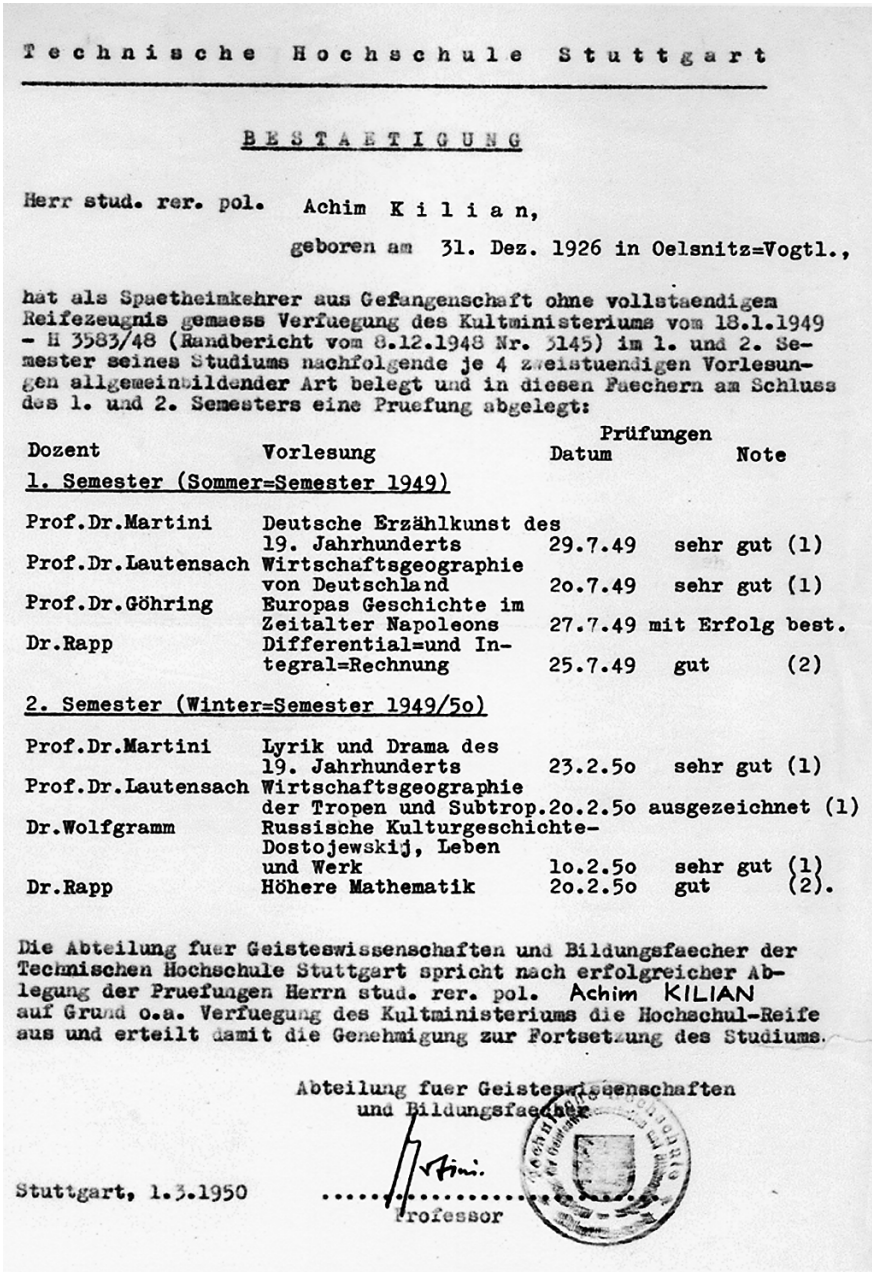
Auf meinen Antrag auf Zulassung zum Studium trug ich ein, ich wolle Außenhandelskaufmann werden. Diesen Beruf gab es damals überhaupt noch nicht. Ich hatte vermutlich von meinem Vater den Drang geerbt, ab und an herumzureisen. Ich bin später nicht Außenhandelskaufmann geworden, sondern habe mir in meinem kaufmännischen Beruf das aussuchen können, was mir noch mehr lag. Ich bin nie ein Buchhalter gewesen, weil mich das zu sehr eingeschränkt hätte. Gleichwohl bin ich sehr präzise und kann jeden Buchhalter sehr genau kontrollieren.

Jetzt ging es noch um das Geldverdienen. Über den AStA fand ich zunächst Arbeit bei einem Gärtner. Aber die Arbeit war schwer, und die 90 Pfennig pro Stunde, die ich dort verdiente, habe ich schon für die Reinigung meiner Kleidung ausgeben müssen. So habe ich mir dann eine neue Stelle gesucht. Ich wurde Vertreter für ein Firmenadreßbuch, das es übrigens immer noch gibt. Das war eine Hundearbeit. Jede kleine Firma, damals gab es besonders viele Schneiderinnen, wurde erfaßt. Wenn sie ihre Telefonnummern eintragen lassen oder etwas fetter oder größer gedruckt haben wollten, kostete es vier Mark, davon gehörte eine mir. Ich war jeden Tag auf Achse. Viele, die zuerst mißtrauisch waren, konnte ich überzeugen, ihre Telefonnummer noch anzugeben, und habe deshalb meistens das Geschäft mit den vier Mark gemacht. Durch die Währungsreform gingen viele dieser kleineren Gewerbe ein. Ich hatte es aber auch mit größeren Unternehmen zu tun. Meinen größten Volltreffer in diesem sechs Wochen dauernden Job landete ich bei der Brauerei Leicht in Vaihingen, ich nehme an, aus Versehen. Die hatte der reguläre Vertreter schon erfaßt. Doch mein Vorschlag fand Zustimmung. Er ging freilich über den ursprünglichen Eintrag finanziell hinaus. So erhielt ich die Provision aus dem Mehrbetrag. Das war Klasse!

Nebenbei versuchte ich, noch auf andere Weise meinen Lebensunterhalt zu sichern. In einer Nebenstraße der Stuttgarter Hauptgeschäftsstraße hatte „Spitzen-Müller“ sein Geschäft, in dem er alles mögliche verkaufte. Darunter befanden sich auch Valenciennes-Spitzen und Nylonstrümpfe. Ich schrieb also Tante Elsa in Amerika, ob sie mir nicht einige Paar Nylonstrümpfe schicken könnte, nicht für eine Freundin, sondern zum Verkauf. Tante Elsa schickte mir dann sofort Päckchen, in denen jeweils ungefähr fünf Paar Strümpfe waren, die ich dann bei „Spitzen-Müller“ verkaufte. Meinen Vater fragte ich nach der genannten Art Spitzen, die er mir dann auch nach und nach geschickt hat. Valenciennes-Spitzen sind Webspitzen, die mein Vater vor dem Krieg als Bordüren für Deckchen usw. verwendete und von denen er noch kleine Vorräte hatte. Ich ging damit zu „Spitzen-Müller“, sah mir das Schaufenster an und überlegte mir, was ich wohl für meine Spitzen verlangen könnte. Müller war ein bißchen knurrig, aber seine Tochter entschied dann, daß sie mir die Spitzen abkauften. Ich habe damals im Monat zwischen 80 und 90 Mark ausgegeben. Durch meinen Handel habe ich in der ersten Zeit soviel Geld zusammensparen können, daß meine Existenz nicht mehr gefährdet war und ich sogar meiner Schwester Susanne, die später auch in den Westen kam, noch etwas abgeben konnte.

Ich habe dann zunächst nicht mehr arbeiten müssen und konnte mich voll und ganz dem Studium widmen. In den ersten beiden Semestern mußte ich neben allem Fachlichen je fünf Vorlesungen allgemeinbildender Art belegen. Dazu gehörten Mathematik, Geschichte und Deutsch. So hörte ich bei Professor Martini eine Vorlesung über deutsche Erzählkunst des 19. Jahrhunderts. Das Thema interessierte mich sehr, und ich kaufte mir dazu ein paar preiswerte Bücher. Auch meine Eltern schickten mir manches, was ich brauchen konnte. So kam es, daß ich mich für einen Studenten der Wirtschaftswissenschaften ganz gut auskannte und meine erste Prüfung Ende Juli 1949 mit „sehr gut“ abschloß. Auch in anderen Fächern habe ich regelrecht gebüffelt: Geographie bei Prof. Lautensach, Europäische Geschichte im Zeitalter Napoleons bei Prof. Göhring, Differential- und Integralrechnung bei Dr. Rapp, russische Kulturgeschichte bei Dr. Wolfgramm. Aber die Anstrengungen haben sich gelohnt. Am Ende des zweiten Semesters hatte ich alle Prüfungen erfolgreich absolviert und damit die Hochschulreife erworben. Ich bedauere, daß heute beim Studium viel weniger Wert auf eine humanistische Allgemeinbildung gelegt wird, als dies bei mir 1949/50 mit meinen Ergänzungsprüfungen der Fall war. Auf dem Heimweg von Plauen nach Oelsnitz hatte ich mir nichts mehr zugetraut. Jetzt lernte ich und lernte – und das mit viel Freude. Jeder Erfolg beflügelte mich. Es war dabei gut, daß ich mich wegen der Fülle der Fächer nicht verzetteln konnte. Heute meine ich sagen zu können, daß ich in dieser Zeit gelernt habe, mich auf das Wesentliche zu konzentrieren.

Schon in den ersten Semesterferien im Sommer 1949 fuhr ich, um meine Eltern wiederzusehen und auch um Geld zu sparen, für einige Wochen nach Oelsnitz. Bei der Einreise gab es keinerlei Probleme, da ich einen gültigen Interzonenpaß besaß. Natürlich habe ich mir den Luxus erlaubt, bei der polizeilichen Anmeldung in Oelsnitz lässig eine Schachtel Pall-Mall-Zigaretten auszubreiten,



Technische Hochschule Stuttgart

BESTAETIGUNG

Herr stud. rer. pol. Achim K i l i a n,

geboren am 31. Dez. 1926 in Oelsnitz=Vogtl.,

hat als Spaetheimkehrer aus Gefangenschaft ohne vollstaendigem Reifezeugnis gemaess Verfuegung des Kultministeriums vom 18.1.1949 - H 3583/48 (Randbericht vom 8.12.1948 Nr. 5145) im 1. und 2. Semester seines Studiums nachfolgende je 4 zweistuendigen Vorlesungen allgemeinbildender Art belegt und in diesen Faechern am Schluss des 1. und 2. Semesters eine Pruefung abgelegt:

Dozent	Vorlesung	Prüfungen Datum	Note
1. Semester (Sommer=Semester 1949)			
Prof.Dr.Martini	Deutsche Erzählkunst des 19. Jahrhunderts	29.7.49	sehr gut (1)
Prof.Dr.Lautensach	Wirtschaftsgeographie von Deutschland	2o.7.49	sehr gut (1)
Prof.Dr.Göhring	Europas Geschichte im Zeitalter Napoleons	27.7.49	mit Erfolg best.
Dr.Rapp	Differential=und Integral=Rechnung	25.7.49	gut (2)
2. Semester (Winter=Semester 1949/5o)			
Prof.Dr.Martini	Lyrik und Drama des 19. Jahrhunderts	23.2.5o	sehr gut (1)
Prof.Dr.Lautensach	Wirtschaftsgeographie der Tropen und Subtrop.	2o.2.5o	ausgezeichnet (1)
Dr.Wolfgramm	Russische Kulturgeschichte- Dostojewskij, Leben und Werk	1o.2.5o	sehr gut (1)
Dr.Rapp	Höhere Mathematik	2o.2.5o	gut (2).

Die Abteilung fuer Geisteswissenschaften und Bildungsfaecher der Technischen Hochschule Stuttgart spricht nach erfolgreicher Ablegung der Pruefungen Herrn stud. rer. pol. Achim KILIAN auf Grund o.a. Verfuegung des Kultministeriums die Hochschul-Reife aus und erteilt damit die Genehmigung zur Fortsetzung des Studiums.

Abteilung fuer Geisteswissenschaften und Bildungsfaecher

Stuttgart, 1.3.1950 ..... Professor

Bestätigung der Hochschulreife, Frühjahr 1950

mir eine rauszuholen, anzuzünden und zu rauchen. Das war auch eine Geste der Art „Ihr-könnt-mich-alle-mal“. Vielleicht war das ein bißchen kindisch, aber ich wollte zeigen, daß ich jetzt im Westen sein konnte. Wenn ich Schulrat Groth begegnet wäre, hätte ich auch noch meinen Hut gezogen, denn ich hatte nun dieses überlegene Gefühl, es im ersten Anlauf geschafft zu haben.

Ich war im Westen angekommen, auch weil es mir gelang, Kontakte zu knüpfen. Walter Kümmel und seine Schwiegermutter kamen manchmal und fragten, ob sie helfen könnten. Sie hat mir manchmal auch meine Sachen gebügelt und tröstete mich, als meine Schwester Susanne im Juli 1949 in Heidelberg an Typhus starb.

Eine besondere Rolle spielte erneut mein amerikanischer Onkel Hermann. Er hatte von meinen Eltern erfahren, daß ich nun in Stuttgart war, also in der amerikanischen Zone. Der Sohn von Bekannten arbeitete dort bei der amerikanischen Abwehr. Mr. Frank A. Braeul konnte kaum Deutsch, und ich konnte kaum Englisch. Aber wir haben uns gut verstanden. Einmal hat er mich mit seinem Jeep besucht und zu sich eingeladen. So bin ich das erste Mal in meinem Leben Jeep gefahren. Ein anderes Mal besuchten wir beide meine Cousine Brigitte und deren Mann Hans in Faurndau. Ob ich wohl bei diesen Fahrten an den Jeep in sowjetischen Diensten gedacht habe, den ich im Lager Mühlberg einmal in der Nähe der Wäscherei gesehen habe? Ich glaube nicht, auch wenn ich dessen Typenschild mit der Ortsangabe Chicago, Ill., heute noch vor mir sehe.

Damals, 1949 und 1950, war meine Lebensfreude einfach riesengroß. Ich fühlte mich voller Energie und Tatendrang, war positiv eingestellt und habe viel gearbeitet. Meine knappe Kasse hat mich zu keiner Zeit bekümmert. Im Westen hatte ich tatsächlich nicht die geringsten Schwierigkeiten. Ich habe mich immer dort zu Hause gefühlt, wo ich war.

Am Ende des zweiten Semesters kam Professor Martini nach einer Vorlesung zu mir und fragte mich, ob ich nach Amerika wolle. Und ob ich das wollte! Er nahm mich mit zum Rektor, stellte mich vor, und dieser unterstützte das Vorhaben. Wieder ging ein ziemlicher Papierkrieg los. Meine Schwester Ilse, die inzwischen in Ludwigsburg lebte und arbeitete, konnte gut Englisch und half mir, alle Anträge und Papiere richtig auszufüllen und zu übersetzen. Eines Tages im dritten Semester kam ich ahnungslos an die Technische Hochschule und wurde sofort zum Kultusministerium geschickt, weil dort mein Antrag geprüft und besprochen werden sollte. Peinlich war nur, daß auf meinem eigentlich recht ordentlichen grauen Jackett ein riesiger Fettfleck prangte. Das Bewerbungsgespräch war sehr unangenehm. So wurde ich gefragt, ob ich es für richtig hielte, zu studieren, ohne das Abitur zu besitzen. Ein anderer Prüfer fing plötzlich an, mit mir Englisch zu sprechen, und dabei machte ich keine besonders gute Figur. Ich war zwar in der Schule nicht schlecht gewesen, aber durch die Gefangenschaft natürlich vollkommen aus der Übung gekommen. Ich habe mich nach besten Kräften verteidigt und immer wieder Prof. Martini als Referenz angeführt, denn der war immerhin eine Autorität. Zugute kam mir außerdem ein phantastischer Empfehlungsbrief des in Frankfurt am Main stationierten amerikanischen Majors Elam. Den Kontakt zu ihm hatten meine Verwandten in Ame-

rika eingefädelt. Vielleicht machte gerade er Eindruck auf die beiden Amerikaner, die Mitglieder der Auswahlkommission waren. Jedenfalls befürwortete die Kommission meinen Antrag.

Der Umzug ihrer Kinder in den Westen war für meine Eltern ein schmerzvoller Prozeß. Kaum hatte meine Mutter einigermaßen verkraftet, daß ich weggegangen war, da drängte auch meine ältere Schwester Ilse in den Westen. Zunächst blieb sie bei unserer Cousine in Faurndau bei Göppingen, später – 1959 – wanderte sie nach Amerika aus. Dann ging es um Susanne. Sie wollte medizinisch-technische Assistentin werden, aber in der SBZ hatte sie als Bürgerliche an den Arbeiter- und Bauern-Fakultäten (ABF) keine Chance. So absolvierte sie zunächst in einem Klinikum in Bad Elster ein zweijähriges Praktikum, in dem sie alles Notwendige gelernt hat. Sie war fachlich so gut, daß ihr dortiger Chef es sehr bedauerte, daß sie nicht studieren konnte. Mein Vater schlug ihr daraufhin vor, sie könne doch auch in den Westen gehen. Das war ein klein wenig leichtsinnig. Denn wir hatten ja alle kein Westgeld. Ich habe sie später dann einmal in Heidelberg besucht, um zu sehen, wie sie dort untergekommen war. Sie hatte in Käthe und Fritz Kogel sehr liebe „Quartiereltern" gefunden und schon begonnen zu studieren. Am Ende ihres ersten Semesters ist sie ganz schnell an Typhus gestorben. Ein einfaches Eis, das sie sich auf der Straße gekauft hatte, trug den tödlichen Keim. Der Zufall wollte es, daß mein Vater gerade eine Geschäftsreise in den Westen genehmigt bekommen hatte – er mußte nach München – und über Heidelberg und Stuttgart dorthin fuhr. Er besuchte meine Schwester sogar noch im Krankenhaus, aber die Ärzte und er hatten den Ernst der Lage offensichtlich nicht erkannt. So traf sich unsere gesamte Familie schließlich in Heidelberg bei der Einäscherung wieder. Meine Mutter war illegal über die Grenze gekommen. Sie hat den Tod ihrer damals neunzehnjährigen Tochter nie verwunden und sich immer den Vorwurf gemacht, sie nicht vom Weggehen abgehalten zu haben. Es war einfach tragisch: Ich hatte drei Jahre Lager Mühlberg überlebt, Susanne aber starb im Westen, in der Freiheit.

Bevor ich nach Amerika fuhr, war ich noch einige Male in Oelsnitz, immer ganz legal mit Interzonenpaß. Bei einem dieser Besuche war ich am 11. April 1950 zu einem Empfang der „Nationalen Front" eingeladen. Die Einladenden, die „Nationale Front des Demokratischen Deutschland, Kreisausschuß Oelsnitz (Vogtl.)", wollten uns westdeutsche Besucher davon überzeugen, daß die deutsche Einheit am besten mit ihnen erreicht werde könne. An dem Empfang nahm auch der Kreissekretär der SED teil, der ein Auge auf meine durchaus attraktive Schwester Ilse geworfen hatte. Sie war mit mir nach Oelsnitz gereist. Als wir bei ihm am Tisch saßen, erzählte er von Walter Ulbrichts Wanderschaft als Lehrling und den großen Erfolgen im Osten. Nach einer Weile konnte ich mich nicht mehr zurückhalten:

„Ich hab' da mal eine Frage. Bei uns im Westen, das wissen Sie ja, da wird furchtbar viel über die DDR hergezogen."

„Ja, ja, da haben Sie recht."

„Die neueste Geschichte, die ich jetzt gehört habe, ist die: Hier soll es sogar Lager gegeben haben, wo sie Leute eingesperrt haben und wo viele umgekommen sind."

„Ja, ja – das waren alles Faschisten und Kriegsverbrecher, die hatten das verdient."

Ich war schon ein Leichtsinnsvogel, daß ich den das direkt gefragt habe, und meine Schwester hätte mich hinterher deswegen fast verprügelt. Zu Hause haben wir davon natürlich nichts erzählt. Am nächsten Tag grüßte uns der Kreissekretär in der Stadt aus seinem Auto mit Hupen und Winken.

"America, America ..."

„In Amerika ist das Wesentliche nicht der Staat, sondern die Gesellschaft, oder unmißverständlicher: die Gemeinschaft. Ihr Gerechtigkeit, Wohlfahrt, Zufriedenheit und Glück zu vermitteln... ist die Aufgabe des Staates – man könnte auch sagen, der einzige Sinn des Staates." Marion Gräfin Dönhoff schreibt dies Anfang der 50er Jahre. Als Beleg für die Konstanz „gewisser Grundzüge des amerikanischen Wesens und Lebens" nennt sie den Bericht von Alexis de Tocqueville (1805–1859), der 1830/31 im Auftrag der französischen Regierung die USA bereist hat. „Die Bürger der Vereinigten Staaten werden von klein auf dazu angehalten, sich ausschließlich auf sich selbst zu verlassen. Sie betrachten die öffentliche Autorität mit Mißtrauen und Besorgnis und nehmen sie nur in Anspruch, wenn es gar nicht anders geht ... Wenn irgendwo ein Hindernis auftaucht, dann schließen sich die Nachbarn sofort zu einer freiwilligen Körperschaft zusammen, die die Exekutive an sich nimmt und Abhilfe schafft, ehe noch jemand auf den Gedanken kommt, eine Autorität [Behörde] anzurufen, die den unmittelbar Betroffenen vielleicht übergeordnet ist."

Kürzer und klarer läßt sich „mein Amerika" nicht beschreiben. Eines muß hinzugefügt werden: Nach Tocquevilles Tod sind beim Vordringen der Amerikaner nach Westen Kultur und Zivilisation der einheimischen Indianer zerstört worden. Mit Lügen und Zynismus überdeckte man lange diesen Schandfleck. Tocqueville hätte ihn nicht ausgespart, so wie er die Sklaverei in den Südstaaten der USA nicht übergangen, sondern verurteilt hat. Mehr als ein Jahr habe ich die amerikanische Lebensweise erlebt und gelebt, das amerikanische Regierungssystem kennengelernt und studiert. Als freier Bürger bin ich heimgekehrt und habe begriffen, daß Freiheit kein Geschenk ist. „Wir mögen niemals aufhören, uns als Demokratie zu bezeichnen; die Römer haben sich schließlich noch unter Nero freie Republik genannt" (Herbert Agar). Das wäre zu wenig.

Die beiden Weltkriege 1914–1918 und 1939–1945 und die totalitären Regimes des Nationalsozialismus und des Kommunismus haben Europa zerrissen, Hilflosigkeit offenbart, Gemeinsinn mißbraucht, die Identität und Selbständigkeit des einzelnen unterdrückt. Die Mühsal des Wegs zur gelebten Freiheit und Demokratie ist bekannt. Zu oft sind Verwerfungen spürbar: Vom bequemen Untertanen-

geist und unterwürfigen Gehorsam reichen sie über die denkfaule Pflege von Ressentiments und unergiebige Meckereien bis hin zu geistlosem Obrigkeitsgehabe, hohlen Phrasen, leeren Worthülsen, ideologischen Einfärbungen und offenbaren so Schwächen der Gemeinschaft ebenso wie Schwächen des Staates.

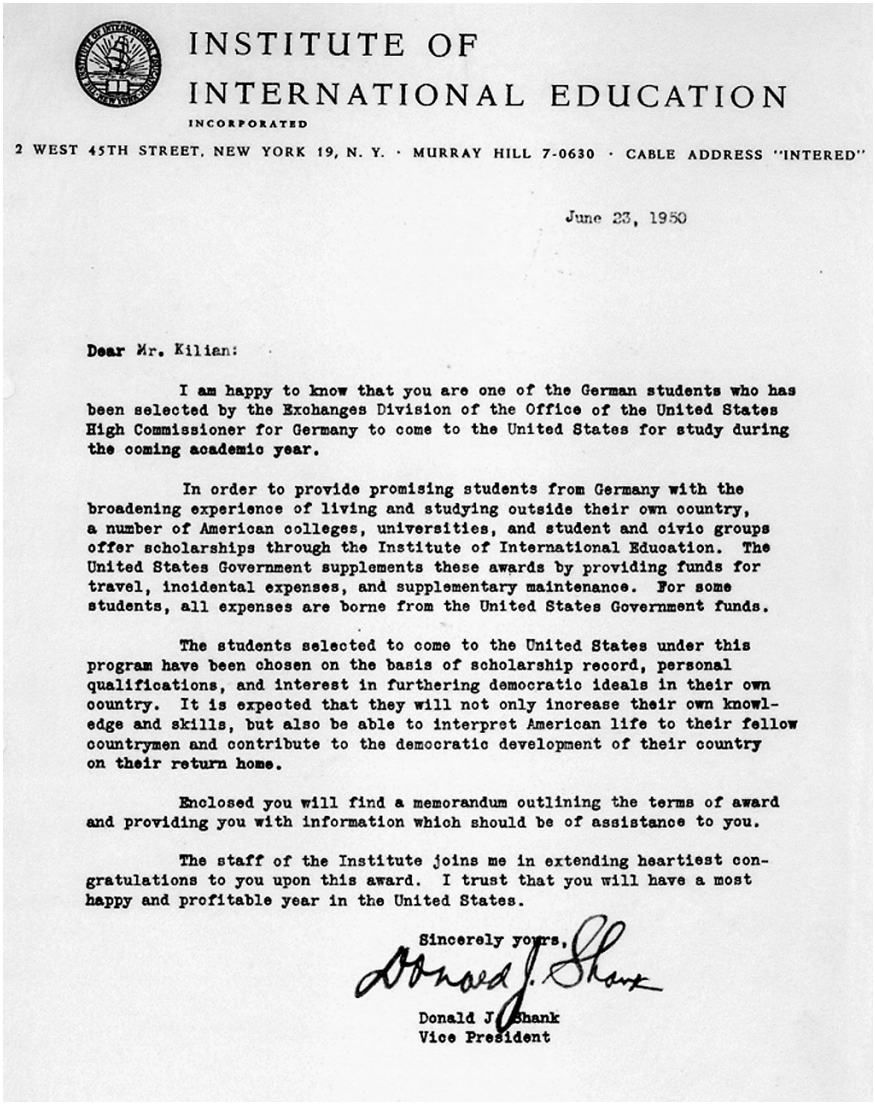
Müssen sich der ursprüngliche Pioniergeist Amerikas und die Unbeschwertheit seiner Bürger tatsächlich nur auf einen lächerlich erscheinenden Antiamerikanismus reduzieren? Hat Europa nicht genug von seinem Einander-Bekriegen und Leiden? Haben tatkräftiges und uneigennütziges eigenes Handeln und eigenes Engagieren im offenbar altgewordenen Europa keine Chance mehr gegenüber dem Staat mit ausufernder Bürokratie, wachsenden Begehrlichkeiten und utopischem Sicherheitsnetz?

Als ich in Amerika meine ausgewanderten Vorfahren und deren Nachfahren kennenlerne, spüre ich den Pioniergeist, der sie seinerzeit ins Ungewisse aufbrechen und ihr Leben in eigener Verantwortung leben ließ – „Kameradschaft, Tüchtigkeit, Erfolg, Fortschritt waren ihre Maßstäbe", Gläubigkeit hielt sie zusammen. „Geringschätzig schauten sie auf die zurückgebliebenen Brüder im alten Europa, die sich, dem Schicksal gefügig, behangen mit den Erinnerungen und Vorstellungen vergangener Generationen, durch die kommenden Jahrhunderte schleppen" (Marion Gräfin Dönhoff). Letzteres hat sich bei meinen amerikanischen Verwandten längst gewandelt, ist dem Mitleid mit den inzwischen so arg gebeutelten Verwandten gewichen. Mich nimmt man in New Jersey, Iowa, Washington, Oregon und Pennsylvania so herzlich auf wie einen Sohn – in den Augen meiner sehr christlichen lieben Tante Augusta gewiß wie einen zeitweilig „verlorenen Sohn".

Für uns Europäer, die wir 1950/51 in den Vereinigten Staaten leben und lernen, bleibt dieses Amerikajahr für immer ein prägendes gutes Jahr. Unsere Freundschaften untereinander und in Amerika sind lebendig wie eh und je. Jede und jeder wird mir zustimmen, wenn ich dieses Jahr in den Zusammenhang mit erfahrener Zufriedenheit und erlebtem Glück stelle.

Als "Special Student" in Arkansas

Inzwischen war mein Antrag in Amerika gelandet, und im Juni 1950 erhielt ich die Mitteilung, daß ich als Student angenommen worden war. Wörtlich hieß es in dem Schreiben: "This is to notify you that you have been accepted as a participant in the Exchange-Visitor Program of the Institute of International Education under the United States Information and Educational Exchange Act of 1948". Es handelte sich um ein Programm, das für uns Deutsche vom US-Hochkommissar aus dem Erlös des Verkaufs von deutschem Kriegsmaterial finanziert und in den USA über das Institute of International Education, das noch heute seinen Sitz in New York hat, abgewickelt wurde. Ziel des Programms war die Begegnung junger Ausländer mit Amerika und seinen demokratischen Strukturen. Bald bekam ich einen Brief, in dem die organisatorischen Fragen



INSTITUTE OF
INTERNATIONAL EDUCATION
INCORPORATED

2 WEST 45TH STREET, NEW YORK 19, N. Y. · MURRAY HILL 7-0630 · CABLE ADDRESS "INTERED"

June 23, 1950

Dear Mr. Kilian:

I am happy to know that you are one of the German students who has been selected by the Exchanges Division of the Office of the United States High Commissioner for Germany to come to the United States for study during the coming academic year.

In order to provide promising students from Germany with the broadening experience of living and studying outside their own country, a number of American colleges, universities, and student and civic groups offer scholarships through the Institute of International Education. The United States Government supplements these awards by providing funds for travel, incidental expenses, and supplementary maintenance. For some students, all expenses are borne from the United States Government funds.

The students selected to come to the United States under this program have been chosen on the basis of scholarship record, personal qualifications, and interest in furthering democratic ideals in their own country. It is expected that they will not only increase their own knowledge and skills, but also be able to interpret American life to their fellow countrymen and contribute to the democratic development of their country on their return home.

Enclosed you will find a memorandum outlining the terms of award and providing you with information which should be of assistance to you.

The staff of the Institute joins me in extending heartiest congratulations to you upon this award. I trust that you will have a most happy and profitable year in the United States.

Sincerely yours,

Donald J. Shank

Donald J. Shank
Vice President

Erste Mitteilung über die Zulassung zum Studium in den USA 1950/51

der Reise erörtert wurden. Um ein amerikanisches Visum zu erhalten, mußte ich mich politisch „durchleuchten“ lassen. Während es in dieser Hinsicht bei mir keine Bedenken gab, wiesen die Sicherheitsbeamten manche Antragsteller aus Berlin, insbesondere von der Freien Universität (FU), ab.

Am 9. August 1950 fuhr ich mit einem amerikanischen Militärzug nach Frankfurt/Main, wo ich für eine Nacht – was für eine Ironie der Geschichte – in einem Hotel namens „Mühlberg“ untergebracht wurde! Am nächsten Tag wartete auf dem Frankfurter Hauptbahnhof ein Schlafwagensonderzug der Internationalen Schlafwagengesellschaft, blaue Wagen mit Goldschrift und sehr komfortabel eingerichtet. Wir schliefen zu zweit in einem Abteil, das Essen wurde im Speisewagen eingenommen. Schließlich ging es los, zunächst von Frankfurt nach Cannes an der französischen Riviera. Am frühen Morgen hielten wir irgendwo auf einem Bahnhof. Es regnete. Neben uns stand ein Militärzug der Franzosen. Die armen Kerle waren so untergebracht wie immer Militär beim Transport – primitiv, bescheiden. Frierend standen sie im Regen Posten während wir, die Besiegten, in unserem komfortablen Luxuszug nach Cannes fuhren. Dort schifften wir uns auf dem italienischen Dampfer „Brasil“ ein.

Während der Fahrt konnten wir uns auf dem gesamten Schiff bewegen. Ich genoß das schöne Wetter und die angenehme und in vieler Hinsicht außergewöhnliche Atmosphäre. In ihr überwog der neugierige und optimistische Blick nach vorn und nicht der Blick nach hinten. Die Vergangenheit ist buchstäblich mit jeder Seemeile weiter zurückgeblieben.

Nach einem Zwischenstopp in Lissabon ging es weiter zu den Azoren, wo wir vor Ponta Delgada auf Reede lagen. Von den Inselbewohnern, die mit ihren Booten kamen, um alles mögliche zu verkaufen, erstand ich einen Strohhut für 1,50 Dollar, die ich von meinem ersten Taschengeld bezahlte. Neben dem Taschengeld erhielten wir vom Institute for International Education das Trinkgeld für die Schiffsstewards und später auch Geld für den Kauf von Büchern und Kleidung. Es war nicht viel, aber immer ausreichend, um die notwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen.

Unsere Ankunft in New York am 23. August 1950 frühmorgens wurde für die deutsche Wochenschau gefilmt. Ich habe das fotografiert, und ein Stuttgarter Freund, der mich erkannt hat, erzählte es mir später. Meine Mutter in Oelsnitz hörte im RIAS davon, daß deutsche Austauschstudenten in Amerika eingetroffen seien, wobei von „Austausch“ eigentlich nicht die Rede sein konnte, denn es kamen keine Amerikaner im Austausch für uns nach Deutschland. Einerseits freute sie sich für mich, andererseits wurde ihr dadurch erstmalig vollauf bewußt, wie weit ich tatsächlich weg war. Aber nicht im Kusbass in Sibirien, wie andere Mühlberger, sondern in der „Neuen Welt“, in Amerika.

Am Pier erwarteten mich Tante Elsa, Onkel Gustav und Cousin Horst. Welche Überraschung! – Tante Elsa ist eine Schwester meines Vaters. Sie war es, die mir 1949 die Nylonstrümpfe nach Stuttgart geschickt hatte, die ich an Spitzen-Müller verkaufte. Ihr Mann, Gustav Wolf, war Ende der 20er Jahre nach Amerika gegangen, um zu versuchen, dort eine Existenz aufzubauen. Denn in Dresden, wo die junge Familie wohnte, war ihm dies in der Zeit der beginnenden

Weltwirtschaftskrise unmöglich erschienen. Nachdem Onkel „Gus“, wie ich ihn nennen sollte, in New Jersey Fuß gefaßt hatte, kam Tante Elsa mit den Söhnen Horst und Edgar nach. Jetzt, 1950, wohnten sie in Rahway, New Jersey, im eigenen Haus. Onkel Gustav arbeitete seit langem als Meister in einer Firma, und auch Horst, Eddie und der jüngste Sohn Manfred (Freddy) arbeiteten in ihren Berufen. Eddie hatte Ende 1944 als Soldat bei Aachen ein Bein verloren und leidet bis heute an Schmerzen. Mein erstes Wochenende in Amerika verbrachte ich bei Wolfs, fuhr am Montagmorgen mit Bus und Subway zur Columbia University in Upper Manhattan zurück – allein, und ohne mich zu verfahren. Onkel Gus hatte mir das Geld für ein Taxi in New York City gegeben, doch das wollte ich sparen. An der Columbia University absolvierten wir deutschen Studenten ein zehntägiges Informationsprogramm. Wir bekamen einige Empfehlungen für amerikanische Verhaltensregeln und Hinweise auf verschiedene Informationsveranstaltungen und New Yorker Sehenswürdigkeiten. Mit Umerziehung im negativen Sinne, mit Gehirnwäsche gar, hatte das jedoch nichts zu tun. Wir konnten uns frei über alles informieren, und es gab noch nicht einmal eine Vorlesung, zu deren Besuch wir verpflichtet waren. Alles war auf die eigene Initiative abgestellt. Das blieb das ganze Jahr über so.

Anfang September fuhr ich allein mit der Eisenbahn von New York City über Washington, D.C., und Saint Louis, Missouri, nach Fayetteville, Arkansas. Nach einer Unterbrechung in Washington, D.C., traf ich am 10. September 1950 gegen 5 Uhr morgens in Fayetteville ein. Auf dem kleinen Bahnhof begrüßten mich ein halbes Dutzend Mitglieder der First Christian Church. Alle lachten, als wären wir alte Freunde. Mein einziges Problem war mein unterentwickeltes Englisch. Aber ich begriff rasch, daß man dem weitgereisten Newcomer ein herzliches Willkommen bereiten wollte – Chester McKeon nahm mich mit zum Frischmachen und Rasieren, Mrs. Herschel Ford lud mich zum Frühstück ein, und irgend jemand brachte mich zu Dekan Doctor Hostetter, dessen Name ich schon von einem Brief der University of Arkansas kannte. Die First Christian Church ist eine protestantische Glaubensgemeinschaft. Ihre Mitglieder hatten sich entschlossen, meine Studiengebühren zu bezahlen. Pfarrer Robert Moffett und die etwa zwölfköpfige Jugendgruppe wollten sich meiner annehmen, soweit ich dies wünschte. Joyzelle Collins leitete die Jugendgruppe – Disciple Student Fellowship – und hatte mir dies nach Stuttgart geschrieben. Jetzt war ich da und gehörte einfach dazu. "The DSF has as its purpose the molding of Christian personalities through a fourfold program of worship, study, fellowship, and service". Das heißt, daß die Mitglieder der Gruppe durch Gottesdienst, Lernen, Zusammenhalt und Beistand zu tätigen Christen werden wollen. Hier konnte man Halt finden und blieb kein Fremder, wenn man nur wollte. Nach der herzlichen Begrüßung wollte ich das um so mehr, und wir waren neben den Gottesdiensten in meinen zehn Monaten als "Arkansawyer" viel beieinander.

Richard J. Hostetter war Geschichtsprofessor und betreute als Foreign Student Adviser alle Ausländer, die an der University of Arkansas (UofA) studierten. Schon beim ersten Gespräch mit ihm habe ich gelernt, daß man in den USA

den Professor mit "Doctor" anspricht, daß der Professor seine Studenten beim Vornamen nennt, und daß man insgesamt viel lockerer miteinander umgeht als daheim in Deutschland. Doctor Hostetter gab mir Ratschläge für das Einschreiben zum Herbstsemester, für die Auswahl der Fächer und für das Leben auf dem Campus. Er sagte mir, daß sich der Soziologieprofessor Stephen Stephan und seine Familie freuen würden, mich als ihren Gast zu begrüßen. Für jeden Deutschen und vielleicht auch für andere Ausländer hatte Doctor Hostetter einen seiner Kollegen als Ansprechpartner gefunden, und während meines Aufenthalts in Fayetteville weilte ich oft bei der Familie von Stephen und Margaret Stephan. Auch während der Weihnachtstage 1950! Ich wurde so etwas wie der Sohn in der Familie, was mir Tochter Paula bei jedem Besuch in Weinheim bestätigt. Bis heute sind wir, meine Frau, Sohn Hans und ich, mit den beiden Töchtern befreundet und waren dies bis zu ihrem Tod auch mit den Eltern. Sona war 1950 acht Jahre alt, hat später Russisch studiert und lebt mit ihrer Familie in der Nähe von Chicago, Illinois. Sie hat unter anderem ein Buch mit russischen Kritiken über Puschkins „Eugen Onegin" übersetzt, kommentiert und 1988 bei Indiana University Press herausgegeben. Ihre Schwester Paula war 1950 fünf Jahre alt und ist inzwischen Professorin für Wirtschaftswissenschaften an der University of Georgia in Atlanta, Georgia. Mit ihrem Mann Bill Amis kommt sie immer wieder mal zu Gastvorlesungen nach Europa und zu Besuch zu uns.

Als "Special Students" konnten wir acht Deutsche, Ernst Peutl aus Wien und unsere beiden Japaner an der UofA Studienfächer aus allen uns interessierenden Fachbereichen belegen. So studierte ich neben dem in Deutschland noch nahezu unbekannten Marketing sowie Marktforschung, Werbung, Betriebsführung und anderem Fachlichen auch "American Government". In Stuttgart hatte ich in meinem ersten Semester bei Dr. Scheuner eine Vorlesung über das am 8. Mai 1949 vom Parlamentarischen Rat beschlossene Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland gehört. Jetzt kamen die Verfassung der USA und deren Änderungen und Ergänzungen ("Amendments") hinzu. Dieses formale Grundwissen der Demokratie hat mich sehr bereichert, und mir wurde um so mehr bewußt, wie menschenfeindlich Diktaturen sind und was sie ihren Untertanen mit ihren Pseudo-Verfassungen antun und vorlügen.

Meine eigentlichen Fachvorlesungen wurden für mich später im Beruf sehr nützlich. Das lag auch daran, daß das Studium zwar schulmäßiger als in Deutschland war, aber auch weitaus praxisnäher organisiert. Im Frühjahrsemester 1951 erhielt ich zum Beispiel im Fach Market Research (Marktforschung) die Aufgabe, gemeinsam mit einem Amerikaner den Verbrauch von Kaugummi und Schokoladeriegeln bei Studentinnen und Studenten an der Universität zu untersuchen. Wir befragten etwa zehn Prozent aller Studierenden nach einem von uns nach verschiedenen Kriterien gewichteten und damit aussagefähigen Beispiel. Über unser Ergebnis sprachen wir dann mit dem Betreiber der Verkaufsautomaten auf dem Campusgelände, und es konnte sich sehen lassen.

Bis dahin hatte ich schon viel über Teamwork gehört, aber mit meinem Partner klappte das nicht so besonders. Er war wirklich faul. Ich mußte nicht nur

die Grafiken allein zeichnen, sondern auch den Text allein schreiben. Professor Moss schrieb dann darunter, das Englisch sei "stilted" (gespreizt). Eigentlich wollte er sogar hinschreiben, "antiquated", aber das hat er durchgestrichen. Ich habe es ja schon gesagt: Schwierigkeiten machten mir – besonders am Anfang – meine schon seit der Kinderlandverschickung immer schlechter gewordenen Englischkenntnisse.

Ich mußte verstehen können, was gesagt wurde, ich mußte lesen können, was in den Büchern stand, deren Kenntnis in der Vorlesung vorausgesetzt wurde, und ich mußte bei den Tests mitwirken können. Nach sechs Wochen etwa war mein Englisch so, daß ich damit fertig wurde. Ich hatte oft Kopfschmerzen, denn ich mußte mich wirklich sehr konzentrieren. Als ich mir später einmal mit meinem Zimmergenossen Karl einen deutschen Kinofilm über Mozart (mit englischen Untertiteln) ansah, merkte ich zum ersten Mal, wie hart die deutsche Sprache im Vergleich zum weichen Amerikanisch klingt. Dieser Effekt wurde noch dadurch verstärkt, daß das Kino-Deutsch gegen Ende des Krieges besonders militärisch wirkte. Es klang einfach so grauenvoll, daß ich mich wirklich ein bißchen für meine eigene Muttersprache genierte. So bemühte ich mich, in der Folgezeit nur noch Englisch zu sprechen, und dies wiederum wirkte sich positiv auf mein Verständigungsvermögen aus. Später, im zweiten Semester, konnte ich auf angenehme Weise an meiner Aussprache feilen. Terri Campbell, eine hübsche Studentin der Theaterwissenschaften, akzeptierte mich als Testobjekt für ihre Seminararbeit über Aussprache übungen. Es war schon spaßig, beim wöchentlichen Meeting in ihren Mund schauen zu müssen, um zum Beispiel zu sehen, wie ein amerikanisch ausgesprochenes „R“ „entsteht“. Da sich Terri des öfteren über meine Aussprache amüsierte, war dies alles kein reines Vergnügen, auch wenn ich mich redlich um ein gutes Amerikanisch bemüht habe. Mein „R“ gleich „Aaarr“ ist aber noch heute einwandfrei – meine ich!

Wir ausländische Studenten waren verschiedenster Herkunft und hatten die unterschiedlichsten Studienrichtungen eingeschlagen. Der eine wurde Journalist, ein anderer Lehrer, ein dritter Philologe, Karl Sommer Chemiker. Karl war in Fayetteville mein Zimmergenosse. Er stammt aus Nordmähren, wohnte in Eschwege und hat später in Frankfurt/Main studiert. Jetzt wohnt er mit seiner Familie seit langem in Kronberg am Taunus. Karl ist Chemiker bei den Farbwerken Hoechst geworden, unternimmt Jahr für Jahr lange Wanderungen und engagiert sich mit Bravour für die Völkerverständigung, nimmt an Exerzitien teil, betreut zusammen mit seiner Frau Aussiedler und hilft ihnen, in Deutschland Fuß zu fassen. In Fayetteville hat er anders gelebt als ich. Während ich darauf aus war, Amerika nebenher auch ein bißchen zu genießen, hat er nur studiert und studiert. Aber wir sind so gut miteinander ausgekommen, daß wir im Gegensatz zu anderen beim Umzug von einem "dormitory" (Studentenwohnheim) in ein anderes vor dem zweiten Semester keinen anderen "room mate" (Zimmergenossen) gesucht haben. Karl: "We have proved of some help in breaking down prejudices... Gradually sympathy developed into linking... No casual observer will be able such an insight." (Wir konnten dazu beitragen, Vorurteile

abzubauen ... Nach und nach hat sich Sympathie in Verbundenheit verwandelt ... Kein gelegentlicher Betrachter kann zu solchen Einsichten gelangen.)

Am beeindruckendsten waren in diesem amerikanischen Jahr die vielen freundschaftlichen Kontakte, die sich in Fayetteville entwickelten. So wurde ich zu allen Aktivitäten der Jugendgruppe der First Christian Church eingeladen, aber ich konnte natürlich nicht immer dabei sein, denn ich mußte ja auch noch etwas für das Studium tun. Sonntags besuchte ich den Gottesdienst, und bald konnte ich das Vaterunser nur noch in Englisch, während ich das deutsche vollkommen vergessen hatte. Ich lernte auch zwei oder drei Choräle in Englisch zu singen, zwar mit Gesangbuch, aber immerhin. Das schwierigste war für mich immer die Kollekte, denn ich hatte nicht viel Geld und kam mir deshalb immer ein bißchen schäbig vor. Kurzum, ich wurde sehr gut aufgenommen, und bald war ich einfach nur noch ihr Achim (phonetisch Aakim). Man lud mich nach Hause oder zu sonntäglichen Ausflügen ein, wie das eben unter guten Freunden so üblich ist. E.F. Norwood, Mary Martha Diggs, J.B. Garber und deren Eltern, Helen Yvonne Hughes und ihr Vater, Mrs. Maude Blondeau und im Frühjahr 1951 auch Walter Moody und seine Frau waren einige dieser Gastgeber und Freunde. Für den 19. Oktober 1950 lud Mrs. Fulbright zum Tee ein, weil ihr Sohn, United States Senator J. William Fulbright, zu Besuch gekommen war. Der Senator ist der Initiator eines Stipendienprogramms für den Austausch von Professoren und Studenten zwischen den USA und bestimmten Ländern, das seit seiner Verabschiedung "Fulbright Act" genannt wird. Eingeladen waren sechs "Fulbright Students" aus Dänemark, Frankreich und Griechenland und wir elf "Special Students" aus Deutschland, Österreich und Japan. Für uns alle war dies ein unerwartetes Erlebnis, und das Foto in der Northwest Arkansas

Gruppenfoto mit Senator J.W. Fulbright (Mitte), 19. Oktober 1950

Times vom nächsten Tag zeigte nicht nur, daß wir alle gekommen waren, sondern hielt auch die heitere Stimmung fest. Später trafen wir Senator Fulbright noch einmal.

Bei Mrs. Jessie O'Kelly, die Englisch unterrichtete, schrieben wir Aufsätze, deren Themenstellung oft sehr ins Persönliche ging. Da diese Aufsätze nun auch manchmal vorgelesen wurden, offenbarte man auf diese Weise, wenn auch in bescheidenem Maße, seine Persönlichkeit und lernte sich gegenseitig kennen. Feste Freundschaften entstanden. Stellvertretend für alle: Mit meiner Familie habe ich später wiederholt Inga Larsen und ihre Familie in Kopenhagen und dann bei Faxe besucht. Erst vor kurzem war Ernst Peutl bei Hisaaki Imamura und dessen Familie in Japan zu Besuch, und sie schickten uns Grüße.

Wir hatten den "International Students Club", ISC, in dem man sich treffen und unterhalten konnte. Außerdem ging ich öfter in den Studentenclub der "American Marketing Association", bei dem ich sogar einmal Schatzmeister war. Bei den Gruppengesprächen war es nicht wichtig, ob man Deutscher, Franzose oder Amerikaner, sondern daß man eine „interessante Persönlichkeit" oder einfach nur aufgeschlossen war. Ich hielt Vorträge vor verschiedenen Vereinen, z.B. über den Marshallplan und die Lebensverhältnisse in Ost- und Westdeutschland. Einige Zuhörer entschlossen sich nach solchen Veranstaltungen spontan, verschiedene nützliche Sachen per Paket an notleidende Freunde von mir zu schicken. So hat mir ein früherer Schulfreund aus Oelsnitz, der damals an der Freien Universität in Berlin studierte, erst kürzlich bestätigt, daß er den Mantel, den er 1951 geschickt bekommen hatte, bis vor kurzem noch getragen hat.

Zu meinen besten Freunden gehören Willard (Bill) A. und Jean Fletcher. Leider haben wir uns wegen Bills wiederholten Ortswechseln aus den Augen verloren. Bill war Luxemburger, kam im Mai 1940 in deutsche Kriegsgefangenschaft und wurde während des Krieges ausgetauscht, eventuell direkt in die USA entlassen. Das weiß ich nicht mehr so genau. Jedenfalls nahm er 1944 als amerikanischer Soldat an der Invasion in der Normandie teil. Gegen Kriegsende 1945 führte ihn der Zufall in Bayern zu dem Stalag, in dem er als Kriegsgefangener gewesen war. Dort traf er einen Feldwebel, den er aus seiner Stalagzeit kannte. Der staunte nicht schlecht. An der UofA studierte Bill als "Graduate" und war wohl auf dem Weg zum Magisterexamen. Später ist er Professor geworden. Wir sind uns noch einmal in Luxemburg begegnet, als er dort als Gastprofessor mit seiner Familie wohnte.

Unsere Gespräche kreisten auch um die zurückliegenden Jahre. Doch viel mehr sprachen wir miteinander über unsere Zukunft, über Absichten und Pläne. Dies gilt ganz allgemein, bezieht sich auf frühere Europäer ebenso wie auf geborene Amerikaner. So kannte ich zum Beispiel auch den jüdischen Soziologen Franz Adler aus Wien. Natürlich wußte er sehr gut über Deutschland Bescheid. Um so mehr sprach er mit uns über die Folgerungen, die wir für unser Leben aus dem dort Geschehenen gezogen haben und weiter ziehen würden. Dazu gehörte ja auch der Aufenthalt in den USA, und Professor Adler unterstützte die Art und Weise, wie jeder von uns diese Chance für sich nutzte. Ein anderes Beispiel ist eine Familie, die mich einlud und bei der ich zum ersten Mal von Auschwitz gehört habe. Eine Anzahl Familienangehörige waren dort umgebracht worden. Man hat mir dies sehr

zurückhaltend gesagt und meine Betroffenheit damit beantwortet, daß man mir sagte, wie man sich freue, mit mir Deutsch sprechen zu können. So wurde dies für mich ein sehr besinnlicher und zugleich sehr ermutigender Nachmittag. Das gilt auch für eine spätere Begegnung mit einem polnischen Geschäftsinhaber in San Francisco, California, bei dem ich im Sommer 1951 ein buntes Hemd kaufte. Er schimpfte sehr auf Deutschland, als er mich am Akzent als Deutschen erkannt hatte, und gab mir nach kurzem Gespräch zum Abschied die Hand. Ich will nicht behaupten, daß wir als Freunde auseinandergingen. Aber wir respektierten uns gegenseitig als Menschen guten Willens.

Dies ist eigentlich schon die Quintessenz aller meiner Begegnungen, Bekanntschaften und Freundschaften in Amerika – nur fünf Jahre nach dem Krieg. „Niemand haßt mich als Deutscher". Das habe ich mit Verwunderung und Freude so erfahren. Nachdem ich bei Miss Helen Yvonne Hughes und ihrem Vater TIME-Magazine aus der Kriegszeit durchgeblättert und haßerfüllte Überschriften und Berichte darin gelesen hatte, war ich um so mehr überrascht, keinem Haß zu begegnen. Gewiß haben diejenigen, die ich angeführt habe, und ich nichts unter den Teppich gekehrt. Auch nicht Anne Peterson. Sie habe ich in einem Doktorandenseminar kennengelernt. Doctor Hostetter hatte drei von uns Deutschen dazu eingeladen, ich meine Hermann Schnitzer, eventuell Karl Sommer und mich. Zunächst fragte er, wer von uns Hitler gesehen hatte. Ich glaube, wir hatten ihn alle drei wenigstens einmal bei irgendwelchen Anlässen erlebt. Irgendwann stellte er schließlich die Frage: „Fühlt Ihr Euch verantwortlich für diesen Krieg?" Ehe auch nur einer von uns darauf irgend etwas sagen konnte, meldete sich Anne Peterson zu Wort. „Doctor Hostetter, diese Frage ist unhöflich. Oder fühlen Sie sich verantwortlich für die Atombomben von Hiroshima und Nagasaki?" Die anderen amerikanischen Doktoranden klatschten Beifall. Unsere „öffentliche Anhörung" war zu Ende. Wir saßen mit Doctor Hostetter und seinen Doktoranden noch lange beisammen, sprachen über Kriege, sprachen darüber, wie gut es sei, daß es Hitler nicht mehr gab, hörten von den Amerikanern Kritisches über Roosevelt und dessen Verhältnis zu Stalin und lernten, wie wichtig den Amerikanern Begriffe wie Freiheit, Demokratie, Toleranz, Individualität etc. sind.

Eines Tages wurden wir von der American Legion eingeladen. Das ist der Verband ehemaliger Soldaten. Senator Fulbright war auch anwesend. Wir mußten aufstehen und uns vorstellen. Als Rosemarie Wodrig sagte, daß sie aus Bremen käme, stand einer der Amerikaner spontan auf und sagte, daß er im Krieg Bremen bombardiert habe und sich dafür entschuldigen wolle. Das war eine großartige und aufwühlende Geste. Auch hier saßen wir alle noch lange beisammen und spürten das ehrliche Bemühen, gut miteinander auszukommen. Und natürlich freuten sich diese echten Arkansawyer auch darüber, daß wir bei den Spielen „unserer" UofA-Football-Mannschaft, den "Razorbacks", dabei waren und den Tabellenstand zumindest einigermaßen kannten.

Im übrigen war das Wissen über Deutschland bei den Arkansawyern oft äußerst gering. Als ich einmal bei einer lutherischen Kirchengemeinde einen Vortrag über Deutschland gehalten hatte, wurde ich als erstes gefragt, was wir

Deutsche denn von unseren amerikanischen Missionaren hielten. Da habe ich ganz höflich geantwortet, daß Martin Luther ein Deutscher gewesen sei und wir in Deutschland eine lange religiöse Tradition besäßen. In der Gegend des Arkansas River erzählte man mir, daß die dortigen deutschen Kriegsgefangenen fleißig gewesen seien und man gute Erfahrungen mit ihnen gemacht habe. Ich war einfach der nächste Deutsche, den sie nach den Kriegsgefangenen zu Gesicht bekamen.

Alles in allem gab es viel mehr Unvoreingenommenheit, als man sich vorstellen konnte. Ich meinerseits habe nie mit dem Begriff "concentration camp" (Konzentrationslager) für die Speziallager antikommunistische Propaganda betrieben. Ich habe einfach meine Geschichte erzählt und auch davon berichtet, was vorher im Mühlberger Lager passiert war. Das reichte aus, mehr mußte ich nicht erzählen. Als ein Student einmal zu mir sagte, er könnte jeden Tag einen Russen erschießen, habe ich diesen Haß vehement abgelehnt.

Als die Freiheitsglocke gegossen wurde, machten wir im fernen Fayetteville uns Gedanken über ihre Inschrift. Viele Studenten trugen sich in Unterschriftenlisten ein und stimmten der Glockeninschrift zu: „Ich glaube an die Unantastbarkeit jedes einzelnen Menschen". Tatsächlich, amerikanische Studenten in Arkansas beschäftigten sich mit der Freiheitsglocke in Berlin! Dieses Interesse und das Bekenntnis zur Freiheit haben mich natürlich fasziniert. Allerdings muß man gleichzeitig erwähnen, daß es damals in Arkansas selbst noch eine Rassentrennung gab, die es Schwarzen verbot, an der Universität in Fayetteville zu studieren.

Auf dem Höhepunkt der Koreakrise wurden auch wir, selbst unsere beiden Japaner, mit unserem Besuchervisum zur Musterung aufgefordert. Wir fielen unter die Kategorie 4C – bestimmte Ausländer –, und dies bedeutete folgendes: Wenn man im Ernstfall gesagt hätte, man wolle nicht zur Armee eingezogen werden, so hätte man das Land unverzüglich verlassen müssen. Hätte man jedoch zugestimmt, so wäre man sofort als amerikanischer Staatsbürger in die Armee aufgenommen worden. Mein „Hemmschuh" wäre wohl mein Glasauge gewesen! Für uns alle war es jedenfalls erstaunlich, als Besucher für die US Army gemustert zu werden. Ergänzen möchte ich, daß Präsident Truman mit der Abberufung des Generals MacArthur aus Korea deutlich machte, daß ihm an einer Ausweitung des von den UN geforderten Engagements nicht gelegen war.

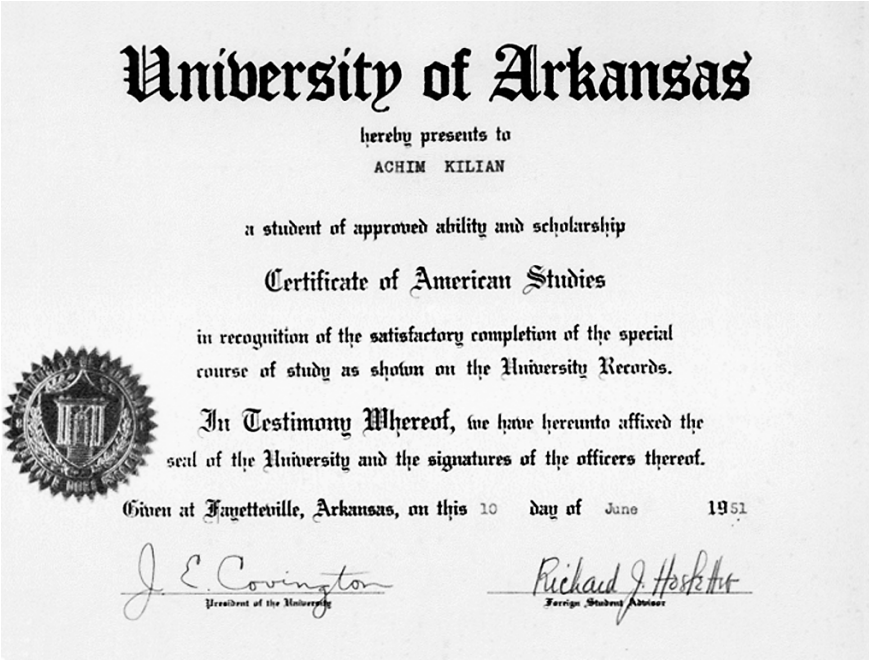
Als Resultat meiner (schulmäßigen) Noten in den von mir belegten Studienfächern erhielten meine Eltern in Oelsnitz zweimal Post aus Amerika. Die University of Arkansas informierte sie – wie auch die Eltern amerikanischer und anderer Studenten – über den „hervorragenden Semesterabschluß" ihres Sohnes. Mir waren diese Briefe nicht recht, denn ich wollte im Vogtland nicht auffallen. Ich wollte nicht riskieren, daß mir die dortigen Kommunisten die Einreise in die DDR verboten hätten. Aber offenbar gab es in der „jungen" DDR noch keine umfassende Postüberwachung. Und als ich 1951 nach Deutschland zurückkam, war der Weg nach Hause ohnehin bis nach dem 17. Juni 1953 versperrt. Die DDR „igelte sich ein". Doch das wußte ich in Fayetteville nicht. Meine Briefe an meine Eltern schrieb ich in amerikanischer Handschrift und drückte mich neu-

tral aus. Post von daheim erhielt ich nur, wenn mein Vater geschäftlich in Berlin war und seine Briefe in den Westsektoren aufgeben konnte.

Anfang Mai 1951 war das Frühjahrsemester und damit das Studienjahr an der UofA zu Ende. Ob unsere Hoffnungen auf ein Wiedersehen in Deutschland oder gar in Arkansas in Erfüllung gehen würden, wußten wir nicht. Denn zumindest ich war daheim wieder ein armer Student, und das würde mindestens bis zum Examen so bleiben. Mal sehen.

Den Zeitpunkt unserer Heimreise konnten wir selbst bestimmen: entweder im Juni oder Juli per Flugzeug oder Anfang September mit dem Schiff. Ich habe mich für den spätestmöglichen Termin eingetragen. Die Zeit bis dahin nutzte ich, um alle meine Verwandten in Amerika zu besuchen. Ich kaufte mir dafür ein Round-Trip-Ticket für den Greyhound-Bus, das sehr preiswert war, und schrieb meinen Verwandten in Iowa, Washington und Oregon, Pennsylvania und New Jersey, wann ich ungefähr zu ihnen kommen wollte. Alle rechneten mit meinem Besuch, und manche schickten noch etwas Geld. So machte ich mich am 8. Juni 1951 auf den Weg. Ich konnte nicht ahnen, daß ich mehr erleben und sehen sollte, als ich aufnehmen und verkraften konnte. Und ich konnte nicht annähernd erwarten, daß ich überall mit so großer Gastfreundschaft und Herzlichkeit aufgenommen werden würde.

Erste Station war Des Moines, Iowa, wo die Familie einer Cousine meiner Mutter, Hertha, wohnte. "5 Merry Days in Iowa" habe ich im Fotoalbum die Fotos dieses Aufenthalts überschrieben. Eigentlich waren wir uns doch ganz



University of Arkansas

hereby presents to

ACHIM KILIAN

a student of approved ability and scholarship

Certificate of American Studies

in recognition of the satisfactory completion of the special course of study as shown on the University Records.

In Testimony Whereof, we have hereunto affixed the seal of the University and the signatures of the officers thereof.

Given at Fayetteville, Arkansas, on this 10 day of June 1951

J. E. Covington
President of the University

Richard J. Hoskins
Foreign Student Advisor

Urkunde über das an der University of Arkansas absolvierte Studium 1950/51

fremd. Aber vom Kennenlernen an gehörte ich zur Familie. Das ließ mich auch "sweet little Beverly", 16 Jahre alt, spüren, die den „Onkel“ aus den Ozark Mountains, in denen Fayetteville liegt, "hillbilly" und "adolescent boy" nannte und sich für das Foto mit ihm die Schuhe auszog. Damit war aus ihrer Sicht alles über den zurückgebliebenen Bergeumel aus dem hinterwäldlerischen Arkansas gesagt. In anderen Worten: hier gehörte ich gleich zur Familie.

Mit einem der beiden Cousins meiner Mutter bin ich ein paarmal in dessen Privatflugzeug in die Lüfte gestiegen, ein einmaliges Erlebnis. Am 26. Juni ging's dann weiter: Omaha, Nebraska, Cheyenne, Wyoming, Salt Lake City, Utah. Hier blieb ich zwei Nächte, fuhr am 30. Juni morgens weiter über Boise, Idaho, und Portland, Oregon, und kam am 1. Juli abends in Bellingham, Washington, an. Seit Fayetteville hatte ich mit dem Greyhound 4 500 km zurückgelegt. Jetzt war ich bei Onkel Hermann!

Mit ihm zusammen habe ich dann sehr schnell seine Geschwister kennengelernt, die seinerzeit mit meinen Urgroßeltern in die USA ausgewandert waren. Alle waren sehr alt, manche schon gebrechlich und vielleicht auch krank. Die herzliche Aufnahme bei ihnen und bei den Familien einiger ihrer Kinder, auch in Seattle, Washington, hat mich so beeindruckt, daß ich mich noch heute an viele Einzelheiten erinnere. Wir besuchten die romantische Küste, gingen zum Fischen, und Onkel Hermann und ich machten sogar einen eintägigen Ausflug nach Vancouver, B.C. Mit meinem US-Visum im deutschen „Vorläufigen Reiseausweis“ hatte ich an der Grenze zu Kanada keine Schwierigkeiten, erhielt kurz und bündig einen Vermerk für einen Tag Aufenthalt. Onkel Hermann hat mich am Grenzstein fotografiert. Das war eben Amerika!

Viel zu früh mußte ich mich verabschieden, um meinen selbstgesetzten Zeitplan einzuhalten. Am 19. Juli fuhr ich weiter, besuchte einen weiteren Kilian-Onkel und dessen Frau in Portland, Oregon, die mir noch am selben Abend ihre Stadt mit dem Motorboot vom breiten Columbia River aus zeigten. Weiter ging die Fahrt nach Süden und zumeist entlang der Küste des Pazifik. In San Francisco und Los Angeles wohnte ich jeweils einige Nächte in preiswerten "YMCA-Hotels" (Christlicher Verein junger Männer) und besuchte alles, was allgemein als besichtigenswert gilt. Also in Los Angeles auch Hollywood und den weiten Strand der Santa Monica Beach. Hier bat ich einen Amerikaner, mich zu fotografieren. Er wollte dies nur tun, wenn wir ein passendes Mädchen finden würden. Als ich dann später in Deutschland meinen Onkel Alfred aus Eichwalde traf und ihm diese Bilder zeigte, „verriet“ ich ihm, daß dies eine kalifornische Millionärstochter sei. Er empfahl mir insgeheim, „am Ball“ zu bleiben. Darüber haben wir uns später gern amüsiert, auch wenn er enttäuscht war, daß ich aus Amerika keine Millionärstochter heimbringen würde. Gerade als ich in L.A. war, wurde ich mit den im Hotel anwesenden Ausländern, einem Japaner und einem Inder, von der Los Angeles Times zu einem Fototermin gebeten. Man fotografierte uns vor einer riesigen Weltkarte, auf der ich aber nur bis Afrika hoch zeigen konnte. Vielleicht hat mein schönes buntes Palmenhemd manchen Leser glauben lassen, daß ich tatsächlich aus Afrika sei. Das Hemd hatte ich bei dem Polen gekauft, von dem schon die Rede war. Das Gespräch mit ihm zeigt als kleines Bei-

An der amerikanisch-kanadischen Grenze bei Vancouver, B.C., Juli 1951

spiel, wie wichtig es ist, mit Leuten, die einem zunächst abwehrend begegnen oder erschrocken angucken, nicht selbst gekränkt oder verletzend umzugehen. Dies muß ich selbst immer wieder beherzigen, wenn ich in solche Situation wie mit dem eigentlich zwangsläufig deutschfeindlichen Polen gerate.

Von Los Angeles fuhr ich vom 27. bis 29. Juli ohne Aufenthalt mit dem Greyhound-Bus zurück nach Fayetteville, Arkansas. 2 700 km. Ich war reisemüde geworden, hatte nicht allzuviel Geld, „schenkte mir" selbst den Abstecher zum Grand Canyon. Dafür war die Fahrt auf dem berühmten Highway #66 um so abwechslungsreicher, auf weite Strecken einfach großartig. Im komfortablen Greyhound genoß ich diese einmalige Fahrt – und freute mich auf Fayetteville! Für die Nachtfahrten im Bus „mietete" ich mir jeweils für 25 Cent ein blütenweiß bezogenes Kopfkissen, kippte den Liegesitz nach hinten und schlief beim sonoren Fahrgeräusch der Räder meist sehr gut. Später im normalen Bett habe ich manchmal von diesem Fahrgeräusch geträumt. Für mich war dies richtiger Luxus. Der Bus hielt zu bestimmten Zeiten an, man konnte sich frischmachen, am Morgen rasieren, konnte einen „Hamburger" essen, etwas trinken. Von meinem Greyhound-Abenteuer schwärme ich noch heute.

Dabei war es in Fayetteville noch nicht zu Ende. Ich wohnte eine Woche bei Fletchers, gab mein Gepäck per Bahn an Tante Elsa in New Jersey auf und verabschiedete mich überall, wo ich bekannt war. Auch Karl traf ich zufällig. Es war heiß und schwül, als ich am 6. August „mein" Fayetteville und mit ihm Arkansas verließ. Über Chicago, Illinois, Detroit, Michigan, und Buffalo, N.Y., und nach einem Abstecher zu den Niagarafällen und einem Besuch bei Funkes in

Wilkes-Barre, Pennsylvania, erreichte ich Tante Elsa, die jetzt in Absecon, New Jersey, wohnte. Onkel Gus war ganz überraschend gestorben, ich war auf Tante Elsas Einladung hin aus Fayetteville zur Beerdigung gekommen, und Tante Elsa war mit Eddie aus Rahway weggezogen. Jetzt blieb ich bis Anfang September bei ihr. Das war gut. Wir erzählten so viel, alles war so familiär wie zu Hause bei meinen Eltern.

Anfang September brachten mich Tante Elsa und Eddie mit all meinem Gepäck nach New York City zum Schiff, dem s/s "Washington" der United States Lines. Noch einmal lag eine herrliche Seereise vor mir. Über Cobh, Irland, Southampton, England, und Le Havre, Frankreich, fuhren wir nach Bremerhaven. Wir, das waren einige hundert deutsche "Special Students", von denen ich manche schon von der Hinfahrt kannte, aber auch Ernst Peutl aus Wien, Gerd Stecher aus Bruchsal, den ich bisher noch nicht erwähnt habe. In Bremerhaven holte mich meine Schwester Ilse ab. Damit war mein Amerika-Jahr zu Ende.

Ich bin mit einer sehr positiven Einstellung zu Amerika wieder nach Hause gekommen. Nicht nur wegen der Verwandten und Studienfreunde, die ich dort kennengelernt habe, sondern vor allem wegen der Amerikanerinnen und Amerikaner, denen ich bei den verschiedensten Gelegenheiten begegnet bin. Die Amerikaner waren zur damaligen Zeit für mich als Deutschen einfach unkomplizierter. Der zwischenmenschliche Kontakt in Deutschland war steifer, formeller oder auch vom Alter und vom sozialen Status abhängig. Ich möchte aber vor allem die große persönliche Bereicherung durch meinen Amerika-Aufenthalt betonen. Ich konnte meinen Horizont erweitern, ohne daß ich dies zunächst besonders bemerkte. Erst im nachhinein ist mir ganz klar geworden, wie sich meine gesamte Persönlichkeit durch diesen Aufenthalt verändert hat. Aus einem Untertan war ein freier Bürger geworden. Dabei betone ich das Wort „Bürger“ und verwende es in seinem besten Wortsinn und nicht ideologisch oder anderweitig verfremdet.

Mein Studium habe ich im Wintersemester 1951/52 an der Wirtschaftshochschule Mannheim fortgesetzt und dort nach drei Semestern im Mai 1953 mein Examen als Diplom-Kaufmann abgelegt. Das Thema meiner Abschlußarbeit lautete: „Die Mode und ihr Einfluß auf die Absatzpolitik der Unternehmungen“ und wurde von Prof. Curt Sandig betreut. Insbesondere meine in Amerika erworbenen Erfahrungen mit Marketing und Marktforschung interessierten ihn sehr.

Die Verbindung zwischen der University of Arkansas und ihren ausländischen Studenten reißt nicht mehr ab; bis heute geht in jedem November ein Newsletter an alle Ehemaligen auf die Reise. Dazu kommen Besuche, Treffen und natürlich die Korrespondenzen und Telefonate. Noch während meines Mannheimer Studiums besuchten mich Paule Poupin aus Paris und J.B. Garbers Braut mit Freundinnen. Als Mrs. O’Kelly und Miss Hughes im Lande waren, kam es 1953 und 1954 in Heidelberg zu spontanen Treffen mit UofA-Alumnis (Ehemaligen) verschiedener Studienjahrgänge, was neues Kennenlernen einschloß. So mit Nicole Weill aus Straßburg, die auf diese Weise zum ersten Mal mit Deutschen in Deutschland zusammentraf. Und die "Razorback"-

Cheers im Heidelberger „Roten Ochsen“ fanden bei zufällig anwesenden US-Soldaten aus Arkansas laute Zustimmung.

Als "Arkansawyer" in Deutschland

Nach dem Studium arbeitete ich zunächst als Praktikant bei der Rheinelektra AG in Mannheim. Ein Jahr später, 1954, wurde ich in eine Tochterfirma, die Stierlen-Werke AG, nach Rastatt versetzt. Wir produzierten Operationstische und Krankenhauseinrichtungen, gewerbliche Geschirrspülmaschinen und Kühlschränke sowie Kühltruhen, Arbeitstische und anderes. Bei dieser Tätigkeit sammelte ich meine ersten Erfahrungen im Vertrieb; nach der Einarbeitung wurde ich Vertriebsleiter für Stierlen-Geschirrspülmaschinen. Ich arbeitete eng mit unseren Vertretungen im In- und Ausland zusammen, lernte viele Kunden kennen und war zeitweise bis zu einem Drittel der Zeit auf Geschäftsreisen unterwegs. Willy Rohr aus Bern machte aus mir dabei als unser Schweiz-Vertreter einen richtigen Experten für die Lösung schwierigster Spülprobleme – sehr zum Leidwesen unseres Technischen Büros. Ohne Übertreibung haben wir gegen Ende der 50er Jahre mit einigen Herstellern von Spülmitteln so lange experimentiert, bis diese Lösungen gefunden hatten, um sogar Teetassen und anderes in einer Spülmaschine einwandfrei zu reinigen.

1954 habe ich meine Frau, Gretel Hoefle aus Schifferstadt in der Pfalz, kennengelernt. Zwei Jahre später heirateten wir. „Möge Ihr Lebensweg immer auf der Sonnenseite des Daseins entlang führen, mit sanften Windungen ansteigend und reich mit Blumen geschmückt, aus denen Ihnen Heiterkeit entgegenlacht“ (Fritz Martini). Mühlberg lag weitab. 1959 wurde unser Sohn Hans geboren. 1960 zog ich wieder nach Mannheim, weil ich von der Tochterfirma in Rastatt wieder zurückversetzt wurde. Seit 1964 wohnen wir in einem mit Hilfe des Schwiegervaters erworbenen Reihenhaus in Weinheim. Während meines ganzen Berufslebens und auch jetzt als Pensionär habe ich zur Rheinelektra AG, Mannheim, gehört. Die Rheinelektra war unter anderem Namen 1897 gegründet worden und hatte sich ursprünglich an der Elektrifizierung weiter Teile Deutschlands bis Ostpreußen und Schlesien beteiligt. Daraus war neben den Elektrizitätswerken, die aber nach und nach selbständig wurden, ein (Freileitungs)Bau-, Installations- und Handelsgeschäft entstanden (BIH). Mit wachsendem Geschäftsumfang hat man erst den Freileitungsbau und später auch den Installationsbereich abgetrennt. Das Einzelhandelsgeschäft mit Elektrogeräten, Leuchten, Unterhaltungselektronik und Schallplatten ist Mitte der 80er Jahre mit dem Aufkommen der Märkte eingestellt worden. Ich war zunächst für Installation und Handel und später für das Handelsgeschäft verantwortlich. Durch diese Tätigkeiten habe ich viele interessante Leute kennengelernt, denn die sehr angesehene Rheinelektra hat mir manche Tür geöffnet. So habe ich Gespräche mit Max Grundig und seinen Mitarbeitern führen können, und es gab kaum namhafte Künstlerinnen und Künstler der Musikbranche, die nicht wenigstens

einmal bei der Rheinelektra zu Gast waren. Doch am wertvollsten war das Vertrauen meines unvergessenen Chefs Hans Fonk.

Nach fünf Jahren als Geschäftsführer der Tochterfirma Elektrohof GmbH, einer Großhandelsfirma für Elektrowerkzeug, Arbeitsschutz- und andere Artikel, ging ich Ende 1986 mit 60 in Pension.

Mühlberg – vergiß das Wort!

Als Anfang der 70er Jahre Alexander Solschenizyns „Archipel GULAG" in Deutsch erschienen ist, habe ich jeden der drei Bände am selben Tag gekauft, an dem er zu haben war. 1979 hat mich Karl Wilhelm Fricke mit seinem zu dieser Zeit mutigen Buch „Politik und Justiz in der DDR" in seinen Bann gezogen. „Der unmittelbar bei Kriegsende einsetzende kollektive Terror mit primär präventiver Zielsetzung..." (S. 55) – läßt sich das, was ich selbst erlebt hatte, in einem einzigen Halbsatz besser ausdrücken? Auch in Mühlberg war ich gewesen. Doch erst die friedliche Revolution in Leipzig, Plauen, Berlin und nach und nach überall in Mittel- und Ostdeutschland hat Mühlberg als mein Trauma aus der weit hinten vergrabenen Erinnerung ganz nach vorn in mein Bewußtsein geholt, mich ganz und gar ergriffen und gepackt und sich seitdem noch nicht wieder verdrängen lassen. Die „GPU"-Villa am Jahnteich – Zwickau und der Weg nach Bautzen – das schreckliche Gelbe Elend – das Lager Mühlberg – Speziallager Nr. 1 des NKWD – alles hat mich wieder eingeholt, nach Moskau fahren lassen, mich in alten Akten mich selber auf den brüchig gewordenen Listen finden lassen, *alles* wieder wachgerüttelt. Und wie weit wünschte ich mich fort von dieser schaurigen Zeit...

Im Februar 1977 erschien in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) eine Serie von Ernst Otto Maetzke über die verschiedenen Bezirke der DDR, darunter auch ein Bericht über den Bezirk Cottbus „Zwischen Guben und Elsterwerda". Ich weiß es noch wie heute: Ich las diesen Artikel, an dessen Ende eine längere Abhandlung über Mühlberg stand. „In die Vergangenheit, die erinnerbare, führt der Weg ein paar Kilometer über verhangene Felder zu einem eigentümlichen, gleichmäßig jungen Kiefernwald. Warum ist er Naturschutzgebiet, warum ist in ihm das Zelten und jegliches Graben streng verboten? Warum führt eine überbreite Straße durch ihn hindurch, die heute noch ‚Lagerstraße' genannt wird?" Nach dem Lesen habe ich völlig meine Fassung verloren. Plötzlich steht Mühlberg in der Zeitung, und noch dazu in der FAZ! Ich habe meine Frau geweckt, die gerade Mittagsschlaf hielt, denn ich war völlig außer mir. Maetzke schrieb: „Die alten Leute in Mühlberg stehen noch heute unter den traumatischen Eindrücken dieser Jahre [des Lagers]. Sie müssen sie ‚loswerden', und sie lassen sich deshalb ganz leicht zum Sprechen bewegen." Ich habe mit Ernst Otto Maetzke Verbindung aufgenommen und ihm gesagt, ich hätte einen längeren schriftlichen Bericht über das Lager Mühlberg verfaßt. Damit meinte ich meine Aufzeichnungen zu Hause gleich nach meiner Entlassung 1948. In seiner Ant-

wort empfahl er mir, den Bericht an das Bundesarchiv zu geben. Ich habe das natürlich allein schon deswegen nicht getan, weil ich immer wieder zu meiner Mutter und zu meinen Angehörigen nach Oelsnitz fahren wollte. Im Bundesarchiv aber hätten viele andere Menschen meinen Namen unter diesem Bericht gelesen. Ich habe deshalb auch im Vogtland nie davon gesprochen. Wenn ich rübergefahren bin, war das Thema absolut tabu für mich.

Aber die Erinnerung ließ mich nicht los. Als ich mit meiner Frau im selben Jahr, Ende August 1977, auf die Berliner Funkausstellung fuhr, haben wir von dort aus die Einreise in die DDR nach Oelsnitz im Vogtland beantragt. Das Schöne war damals bei diesen Einreisen, daß man seine Aufenthaltsberechtigung erst am Zielort erhielt. Aber – weniger schön – auch das Ausreisevisum! Der Reiseweg war also nicht vorgegeben. So sind wir an diesem Abend am Berliner Grenzübergang Heinrich-Heine-Straße eingereist, nach Eichwalde gefahren und haben dort bei meinem Cousin Herbert und seiner Frau Gerti übernachtet. Am nächsten Tag gaben wir an, nach Oelsnitz weiterzufahren. In Wirklichkeit fuhren wir aber erst einmal nach Mühlberg. Ich war das erste Mal in meinem Leben in der Stadt Mühlberg und habe dort ein paar Fotos von der Backsteinkirche (Klosterkirche) am Altstädter Markt gemacht, bevor wir zum Lager hinausfuhren. Ich erkannte die Lagerstraße nicht, denn ringsherum war inzwischen alles bewaldet. Ich fotografierte ein wenig, bis Radfahrer kamen und uns skeptisch beäugten, hauptsächlich des Nummernschildes an unserem Auto wegen. Also machten wir, daß wir nach Oelsnitz kamen. Ich habe meiner Mutter von unserem Abstecher erzählt, aber sie hat den Namen Mühlberg nie mehr hören wollen.

1978 besuchte ich mit meiner Frau und unserem Sohn nochmals diesen Ort, aber ich fand das Gelände beim ersten Anlauf nicht. Wir schauten dann bei Frau Senta Bruder in Neuburxdorf vorbei, die uns genau den Weg beschrieb. So lernten auch meine Frau und unser Sohn die gute, tapfere Frau Bruder kennen, die 1947 und 1948 meinem Vater so uneigennützig geholfen hatte. Sie ist 1979 gestorben. Wir fuhren, stellten das Auto am Waldrand ab und gingen ein Stück auf der Lagerstraße entlang. Plötzlich wurde rings um uns herum geschossen. Wie sich schnell herausstellte, veranstalteten sowjetische Soldaten eine militärische Übung auf dem ehemaligen Lagergelände. Wir machten, daß wir wieder zu unserem Auto kamen, fuhren aber noch nicht gleich wieder weg, sondern ein Stück Feldweg entlang. Als ich die alte Schanze mit dem Wald dahinter sah, war ich mir endlich sicher, daß dies das Lager sein mußte, denn ich hatte auch die Pappeln wiedererkannt, die zur Zeit des Kriegsgefangenenlagers dort angepflanzt worden waren.

Im Jahr darauf unternahm ich noch einmal, diesmal mit einem Geschäftskollegen, einen Abstecher nach Mühlberg. Nun gelang es mir, weiter in die ehemalige Mitte des Lagers zu gehen und viel zu fotografieren, darunter Barackenfundamente und andere Trümmer, die rechts und links der Lagerstraße im Wald lagen. Außerdem zeichnete ich eine kleine Handskizze in mein Notizbuch. Mein Auto hatte ich, wie ich erst nach der Wende erfuhr, ganz nahe an dem Haus abgestellt, in dem der Abschnittsbevollmächtigte (ABV) wohnte. Weil ich

Lagerstraße Mühlberg von der Lagermitte Richtung Osten, 22. April 1979

immer Angst hatte, mit meinem Autokennzeichen an diesem Ort aufzufallen und mit unsicherem Ausgang kontrolliert zu werden, nahm ich mir vor, daß dies mein letzter Besuch gewesen sein sollte.

Am 3. April 1990 aber mußte ich wieder nach Mühlberg fahren, weil in der Presse sehr viel über Massengräber, die da und dort gefunden worden waren, geschrieben stand. Das hat mich deswegen so aufgeregt, weil ich meinte, wenn man jetzt Massengräber in Mühlberg entdecken würde, dann diente das zwar der Sensationsbefriedigung, aber nicht den Toten und schon gar nicht den Angehörigen. Ich hatte Sorge, daß in Mühlberg auch jemand auf die Wahnsinnsidee kommen würde, nach Toten zu graben. So bin ich an diesem Tag von Weinheim aus früh um vier weggefahren und war mittags in Mühlberg. Drei, vier Stunden habe ich im Lagergelände verbracht. Am Nachmittag traf ich auf eine ältere Frau, die Holz sammelte und mich wohl aus Neugier ansprach. Bald stellte sich heraus, daß sie die Frau des ABV war. Da fragte ich sie: „Sagen Sie mal bitte, wo sind denn nun eigentlich hier die Gräber?“ Ich stellte mich so richtig dumm, denn ich wußte, daß es genau genommen keine Gräber gab. „Ja, das war dort oben alles. Mitte der 50er Jahre sind die mit der Planierraupe hingefahren und haben alles eingeebnet, denn da wurden dauernd Knochen gefunden. Das konnte aber wegen der Landwirtschaft nicht so weitergehen, und deshalb haben wir dort einen Wald gepflanzt. Meine Tochter war dabei.“

Ich habe mich zwar bedankt, aber ich war ungeheuer aufgewühlt. Nach alledem, was in Deutschland passiert war, hatte sie mir mit einer Kaltschnäuzigkeit vom Umgang mit den Toten berichtet, die für mich kaum vorstellbar war. Ich war sehr aufgeregt und mußte unbedingt nach Hause fahren, um meine Gefühle loszuwerden. Gegen elf in der Nacht kam ich heim und war somit an diesem Tag 1 173 km gefahren.

Trotz aller Unsicherheiten, die im Frühjahr 1990 in der DDR noch zu spüren waren: Die Zeit des Schweigens und des Leugnens war vorbei – Stalins geheime Lager und Verbrechen waren kein Tabu mehr.

Sag’ mir, wo die Blumen sind …

Das französische Ehrenmal auf dem Kriegsgefangenenfriedhof Neuburxdorf bei Mühlberg dient seit Mai 1945 als Ehrenmal für die 1939 bis 1945 im Lager Mühlberg gestorbenen und hier beigesetzten Kriegsgefangenen. Für die in Mühlberg und dessen zeitweiligem Zweiglager Zithain verstorbenen Sowjetgefangenen wurde nach dem Krieg ein Denkmal beim Lager Zeithain errichtet. Bis 1990 wurde es ideologisch mißbraucht. Dann hat sich der beim Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung in Dresden tätige Historiker Jörg Osterloh auf den mühsamen Weg der Wahrheit über die Toten von Zeithain gemacht.

„Weil sich die [geheimen] Orte der Totenbestattung neben dem Lagergelände“ befinden (Originaltext MWD), blieb dieses Gelände und damit das Gräberfeld der anonym beerdigten Toten des Speziallagers 1945–1948 bis Ende 1950

unter sowjetischer MGB-Bewachung. Bauern fanden hier beim Ackern immer wieder Menschenknochen. Was geschah mit ihnen? Später bearbeiteten Einwohner der umliegenden Gemeinden diesen Gottesacker, ebneten ihn mit Baggern ein und legten einen „Wald des Vergessens" an. Bis 1990 fuhren Deutsche mit der Spurentilgung fort. Deutsche entfernten auch Blumen, die Angehörige und Freunde zuweilen zum Andenken an Tote des Lagers niederlegten. So unfaßbar dies alles ist: Die Frau des ABV hatte nicht zu viel gesagt.

Neun Jahre lang – von September 1939 bis September 1948 – gab es ein Lager Mühlberg. Neun Jahre lang lebten Zigtausende von Menschen in diesem Lager. Immer wieder andere, aber immer in derselben tristen und engen Barackenstadt auf ebenem sandigem Grund und mit schnurgerader Lagerstraße, ohne Bäume und Büsche, unterteilt und umgeben von Stacheldrahtzäunen und bewacht von bewaffneten Posten. Denn die Bewohner waren Insassen, Gefangene, und in den letzten Jahren des Lagers versperrten ihnen gar übermannshohe Holzwände den Blick ins Freie. Nur die Sonne, der Mond und die Sterne, ein fast immer wehender Wind und selten auch Vögel brachten das Draußen ins garstige Milieu. Und da die Lagerstadt oft voll oder auch übervoll mit Gefangenen belegt war, saßen, standen, lagen und bewegten sich die Menschen meist in drangvoller Enge, gab es für sie noch nicht einmal beim Schlafen einen Hauch von Alleinsein.

Hunderttausende Kriegsgefangene sind 1939 bis 1945 vom Lager Mühlberg als „Stammlager" – Stalag – IV B registriert und zumeist zu Arbeitskommandos weitergeleitet worden. Tausende Sowjetbürger und russische Emigranten sind im Sommer 1945 hier überprüft und bis hin zur Verurteilung „behandelt" worden. Das Chaos dieses Sommers und die Willkür des NKWD paarten sich gegen sie. Mehr als zwanzigtausend Männer, Frauen und Jugendliche wurden 1945 bis 1948 im Lager Mühlberg als „Speziallager Nr. 1" des NKWD von der Außenwelt isoliert. Die Geheimhaltung und Isolierung bezog die Toten ein, über die niemand etwas erfuhr. Deportationen erfaßten die noch Arbeitsfähigen, und bei der Lagerauflösung 1948 wurden Tausende Überlebende nach Buchenwald gebracht.

Konkret wußten nicht einmal die Einwohner der nahen Stadt Mühlberg und der Dörfer ringsum viel von dem Lager mit dem Namen Mühlberg und seinen jeweiligen Insassen. Doch Zeichen der Hilfsbereitschaft blieben nicht aus. Verborgen blieb das Lager im Laufe seiner Zeit niemandem. Oft war in den neun Jahren für die Mühlberger im Lager und im Ort „der Himmel unten", wie Hugo Hartung ein Buch über 1945 genannt hat.

Denn Hitlers und Stalins Gefolgsleute und Schergen, die hier Verantwortungen trugen, standen einander mit Schrecklichkeiten nicht nach, und andere nutzten ihre Gelegenheit. So verbanden sich Leid und Qual und Schande in vielerlei Gestalt mit dem Namen Mühlberg als Lager und Ort. Mehr noch: Vom Umgang mit den Toten bis zur jahrzehntelangen Praktizierung einer absurden Geheimhaltung der Existenz des Lagers und seines Systems reichte menschliches Versagen weit über das neunjährige Bestehen des Lagers Mühlberg hinaus. Gebe Gott, daß sich dies nicht als Interesselosigkeit fortsetzt.

Als ich 1992 „Einzuweisen zur völligen Isolierung“ als Bericht über das Lager Mühlberg 1939–1945 und 1945–1948 zum ersten Mal vorstellen durfte und 1993 nach dem Erschließen der bis dahin in Moskau streng geheim aufbewahrten „Mühlberg-Akten“ eine zweite Bearbeitung abgeschlossen hatte, meinte ich, das Nötigste getan zu haben. Denn die Wahrheit über Mühlberg liegt seitdem auf dem Tisch. Weitere Arbeiten dienen der Vertiefung des Wissens über Mühlberg und das Lagersystem generell. Das anhaltende Vertrauen und Mithelfen der Mitgefangenen und der Angehörigen, die rege Aufgeschlossenheit früherer Kriegsgefangener und deren Angehöriger in aller Welt, all die vorbehaltlosen Hilfestellungen in Moskau und anderswo und last not least die Tatkraft und Harmonie des Arbeitskreises um Pfarrer Matthias Taatz, Gottfried Becker, Eberhard Hoffmann, Günter Polster, Günther Rudolph, Gerhard Finn und andere machen dies trotz meiner zeitweisen Krankheit möglich. Meine Arbeit ist noch nicht abgeschlossen, weitere Wortmeldungen sind unerläßlich. Ausschlaggebend für deren Erarbeitung und die Kraft dazu war und ist das Vertrauen meines Mentors Hermann Weber. Von Herzen ihm und allen Dank!

Mein Mitgefühl gilt allen, die wegen „Mühlberg“ leiden, und denen, die bis heute von nichts anderem erzählen können als über die Jahre ihrer Gefangenschaft. Ich bewundere ihre Frauen, die damit umgehen. „Man kann gar nicht oft genug sagen, daß die Gefangenschaft [nicht allein] eine physische Prüfung ist ... Es ist eine moralische Heimsuchung, deren Härte sich vielleicht über ihr Ende hinaus mehr auswirkt als in ihrer Dauer“ (Francis Ambrière). Ich übergehe den Ärger über Anpassung und über alles, was den Haß über Gräbern fördern hilft. Mit Ruth Römer fordere ich den Umgang miteinander im Sinne unserer „christlich-abendländischen humanistischen Tradition“ ein, stimme Roman Herzog zu, der ein Ausweichen vor den bösen Teilen der Geschichte für die „sublimste Form intellektueller Feigheit“ hält, und folge ihm beim Widerspruch gegen moralisierende Instrumentalisierungen, schlagwortartige Debatten und Erörterungen. In diesem Sinne fühle ich mich jeder und jedem von Herzen verbunden, die ehrlich, einsichtig und auf keinen Fall gleichgültig ihren Weg gehen. „Im Gepäck ein Holzkreuz, das an den verscharrten Vater erinnern soll“, überschrieb vor einigen Jahren ein Journalist seinen Bericht über die alljährlichen Mühlberger Aufräumarbeiten im Lagerwald. „Sag’ mir, wo die Blumen sind...“ – in Mühlberg und auch anderswo an den bis 1990 geheimen Orten sind sie seit 1990 allgegenwärtig. Blumen des Gedenkens an die Opfer und Blumen der Freude über das Leben in Freiheit und Vernunft.

Wie gut, daß ich dies hier alles so sagen darf! Denn wenn ich eine Bewertung meines Lebens geben kann, dann ist es die, daß ich hinten anfange, also jetzt, und sage: Ich bin froh, daß ich überhaupt noch lebe. Ich bin dankbar dafür, daß zu dem, was ich erlebt habe, immer Positives dazugekommen ist, selbst in der Bautzener und Mühlberger Gefangenschaft. Es gibt immer Positives, weil es immer und überall auch Menschlichkeit gibt. Ich möchte nichts konstruieren oder mir aus meinem Leben irgend etwas wegdenken. In der Gefangenschaft bei den Russen, aus den davor gemachten Erfahrungen bei den Soldaten, in meiner Jugendzeit und last not least in meinem Amerikajahr habe ich so vieles

lernen können. Zeitweise habe ich es so empfunden, als wäre ich in Amerika auf eine Umlaufbahn katapultiert worden, auf der ich meine Vergangenheit unter Hitler und Stalin für immer hinter mir gelassen hätte. Doch das geht nicht, denn alles, was einmal war, bleibt bei einem.

In Amerika ging für mich die unbewußte Sehnsucht nach einem Leben als freier Bürger in Erfüllung, weitete sich das Blickfeld, wuchs die Fähigkeit, auf Abstand zu gehen, sich nicht engstirnig zu involvieren. Ich stelle mich neben mich und sage das so: „Achim Kilian hat Social Life und Teamgeist, selbstverständliche Hilfsbereitschaft untereinander und das fundierte freie Wort kennen- und schätzen gelernt. Frohsinn und Unbeschwertheit kamen unbewußt hinzu, stärkten sein Selbstbewußtsein und förderten seine Entschiedenheit, wie sie nun einmal in den ‚Staaten' üblich und nötig sind, um sich zu behaupten. Diese Unbefangenheit, die ‚gelernte' Europäer gern belächeln, und alle Erfahrungen in Amerika und davor blieben ein Leben lang einem Kompaß gleich auch dann sein Wegweiser, wenn Turbulenzen seinen Lebensweg zu irritieren drohten." Damit bin ich bei den Weggabelungen meiner Vorbemerkung, und der Kreis schließt sich. Alles auf dem Weg von der Walkmühle über Mühlberg und Stuttgart in die USA und danach mit jeder Entscheidung an jeder Weggabelung hat mein Leben bestimmt. In guter und in schlechter Weise. Amerika gab starke Impulse.

Von Simon Wiesenthal habe ich gelernt: „Überlebende müssen wie Seismographen sein. Sie müssen die Gefahr früher als andere wittern." Gleichgültigkeit birgt Gefahren in sich, sie und die Ignoranz in vielfältiger (Ver)Kleidung bremsen den Haß nicht und nicht die Gewalt. Deshalb meine ich, wir, die Opfer Stalins, dürfen es nicht aufgeben, Wege zu den Opfern Hitlers zu suchen, über erlittenes Leid zueinander zu finden, statt gegeneinander zu verharren. Ulrich Raulff sagt: „Das Leiden stiftet ein gemeinsames Gedächtnis, die Schande aber zerstört es" (FAZ, 10. November 1998). Uns, den Geschundenen, die durch die Hölle der Schande gegangen sind, bleibt es, die Hand zur Verständigung und Versöhnung offenzuhalten. Aufrichtig.

Schlußbemerkung

„Nichts, was da lebt, ist ohne Haß.“ Walther von der Vogelweide. Doch: „Haß als Minus und vergebens wird vom Leben abgeschrieben. Positiv im Buch des Lebens steht verzeichnet nur das Lieben. Ob ein Minus oder Plus, was verblieben, zeigt der Schluß.“ Wilhelm Busch.

Zwischen dem Plus und dem Minus spielt sich unser aller Leben ab. Jeder und jedem von uns wünsche ich, daß wir auch mit dem Lesen des hier Berichteten dem Plus in uns ein Stück näher kommen und die Chancen des Minus mindern.

Nehmen wir uns die Zeit, in uns zu gehen, uns über unser Tun und Unterlassen aufrichtig Rechenschaft zu geben, lernen wir aus dem Minus, dem Mißglückten, auf unserem Weg, raffen wir uns zu ehrlichen Einsichten und zu besserem Tun und Lassen auf. Haß und Liebe, oder anders gesagt, unerbittliches Nein und freudespendendes Ja sind die beiden Pole – Minuspol und Pluspol – unseres Daseins. Wir haben die Wahl. Immer wieder. „Ob ein Minus oder Plus, was verblieben, zeigt der Schluß.“

Anstelle vieler weiterer Worte schreibe ich zwei Bemerkungen von Albert Einstein auf, die mir bei vielen Gelegenheiten in den Sinn kommen.

Autoritätsdusel ist der größte Feind der Wahrheit.

Die Welt ist zu gefährlich, um in ihr zu leben, nicht wegen der Menschen, die Böses tun, sondern wegen der Menschen, die daneben stehen und es geschehen lassen.

Bibliographie des Autors

Zum Begriff „NKWD-/MWD-Speziallager“,
in: Deutschland Archiv 25 (1992), H. 12, S. 1315–1317 sowie in: Brockhaus Enzyklopädie, Band 20, Mannheim [19]1993, S. 645.

Einzuweisen zur völligen Isolierung. NKWD-Speziallager Mühlberg/Elbe 1945–1948,
Leipzig [2]1993, mit einem Vorwort von Hermann Weber, 262 Seiten, Abbildungen, separater Lagerplan.

Kriegsgefangenenzentrale Torgau. Das Mannschafts-Stammlager IV D Neuburxdorf/später Torgau 1941–1945 und die Spitze des Kriegsgefangenenwesens der Wehrmacht in Torgau 1944–1945,
in: Norbert Haase/Brigitte Oleschinski (Hg.), Das Torgau-Tabu, Leipzig [2]1998, S. 79–93.

Die „Mühlberg-Akten“ im Zusammenhang mit dem System der Speziallager des NKWD der UdSSR,
in: Deutschland Archiv 26 (1993), H. 10, S. 1138–1158.

Versöhnung beginnt mit der Wahrheit,
in: Deutschland Archiv 27 (1994), H. 4, S. 414/415.

„Brauchbar für Arbeiten unter Tage.“ Der MWD-Befehl Nr. 001196-1946,
in: Jahrbuch für historische Kommunismusforschung, Berlin 1994, S. 207–213.

Verschollen in Deutschland seit 1945, 1946, 1947...
Über den Umgang mit Toten stalinistischer „Gewahrsame“,
in: Deutschland Archiv 28 (1995), H. 9, S. 936–947.

„Das Lager Nr. 1 weist eine hohe Sterblichkeitsrate auf.“ Bericht einer GULAG-Kommission über das NKWD-Speziallager Mühlberg,
in: Jahrbuch für historische Kommunismusforschung, Berlin 1996, S. 246–265.

Die Häftlinge in den sowjetischen Speziallagern der Jahre 1945–1950. Zusammenfassung des derzeitigen Kenntnisstandes hinsichtlich Zahl, Verbleib und Zusammensetzung nach Internierungsgründen.
Expertise für die Enquete-Kommission „Aufarbeitung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der deutschen Einheit“ des Deutschen Bundestages, 13. Wahlperiode, noch unveröffentlicht.

Stalins Prophylaxe. Maßnahmen der sowjetischen Sicherheitsorgane im besetzten Deutschland,
in: Deutschland Archiv 30 (1997), H. 4, S. 531–564.

Das Speziallager Nr. 1 Mühlberg 1945-1948,
in: Sergej Mironenko und andere (Hg.), Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945 bis 1950, Bd. 1: Studien und Berichte, hg. von Alexander von Plato, Berlin 1998, S. 279–290.

„Somit wurden diese Menschen dem Namen nach nicht erfaßt“.
Kommissionsbericht im Zusammenhang mit der Auflösung des Speziallagers Nr. 1 des MWD der UdSSR in Deutschland,
in: Jahrbuch für historische Kommunismusforschung, Berlin 1998, S. 287–304

Lager Mühlberg 1939–1945 und 1945–1948. Kriegsgefangenenfriedhof Neuburxdorf 1939–1945,
in: Initiativgruppe Lager Mühlberg e.V. (Hg.), Informationsheft für Besucher der Gedenkstätte und des Museums Lager Mühlberg.

Mühlberg 1939–1948. Ein Gefangenenlager mitten in Deutschland, Köln 2001, 401 S., 85 schwarz-weiß Abbildungen.

Glossar

00	Streng geheim, wurde in der UdSSR vor die Nummer eines Befehls gesetzt (z. B. 00315)
Amtswalter	Amtsinhaber der NSDAP auf Ortsebene
Arkansas Gazette	Tageszeitung im US-Bundesstaat Arkansas, die 1951 in der Hauptstadt Little Rock im 132. Jahrgang erschienen ist
Arkansawyer	(aarkensoajer) In Arkansas Geborener
AStA	Allgemeiner Studenten-Ausschuß an einer Universität oder Hochschule
Das Schwarze Korps	„Zeitung der Schutzstaffeln der NSDAP, Organ der Reichsführung SS“, Berlin
DRK-Suchdienst	Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes (Chiemgaustr. 109, 81549 München)
FDJ	Freie Deutsche Jugend, Jugendorganisation in der SBZ/DDR
Frauenschaft	NS-Frauenschaft in der NSDAP
GARF	Staatsarchiv der Russischen Föderation, Moskau
Ghetto	Viertel oder Bezirk in einer europäischen Stadt als Zwangswohnsitz für Juden
GPU	Staatliche Politische Verwaltung (Vorläufer des NKWD)
GULAG	Hauptverwaltung der Lager des NKWD der UdSSR
HAIT	Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e. V. an der TU Dresden
HJ (Hitlerjugend)	Jugendorganisation der NSDAP
Jungvolk	Deutsches Jungvolk in der Hitlerjugend (Jungen von 10 bis 14 Jahren)
Kassiber	Verbotene Nachricht aus einem Gefängnis etc.
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
k. v.	kriegsverwendungsfähig
Landesschützen	Im Krieg 1939–1945 aus frontuntauglichen Soldaten gebildete Heereseinheiten
NKWD	Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten der UdSSR, Teil des geheimpolizeilichen Apparats in der Sowjetunion, ab März 1946 Ministerium (MWD)
NKGB	Volkskommissariat für Staatssicherheit der UdSSR, Teil des geheimpolizeilichen Apparats der Sowjetunion, ab März 1946 Ministerium (MGB)

NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
Olympionike	Teilnehmer an Olympischen Spielen
Pimpf	Jungvolkjunge, Angehöriger des Jungvolkes
Razorback	(reeserbäkk): Ein halbwilder Keiler von schmalem Körperbau mit gefurchtem (gezähntem) Rücken. Kommt im Südosten der USA vor
Reichswehr	Bezeichnung für das 100 000-Mann-Heer des Deutschen Reichs
SA	Sturmabteilung der NSDAP
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SS	Schutzstaffel der NSDAP
ČSR	Tschechoslowakische Republik
Waffen-SS	Divisionen des „Reichsführers SS“, die als Kampftruppen im Rahmen des Heeres oder als „Totenkopfverbände“ im Rahmen der „Inspektion der Konzentrationslager“ bzw. der „Amtsgruppe D“ eingesetzt wurden
Wlassow-Soldaten	Umgangssprachliche Bezeichnung für Angehörige der Russischen Befreiungsarmee (ROA) des ehemals sowjetischen Generals Wlassow

Abbildungsverzeichnis

Sächsisches Hauptstaatsarchiv, Dresden S. 45

Staatsarchiv der Russischen Föderation (GARF), Moskau S. 54 f., S. 61

Walter Reiche, Dresden S. 59

Luftbilddatenbank Ingenieurbüro H. G. Carls, Würzburg S. 50

Vogtländischer Heimatverlag Neupert Schreibwaren und Verlagsbuchhandlung, Plauen S. 19

Alle übrigen Quellen und Abbildungen stammen aus dem Archiv von Achim Kilian, Weinheim.

Hefte dieser Reihe

Heft 1: Luxemburger Zwangsrekrutierte im Wehrmachtgefängnis Torgau-Fort Zinna 1943–1945, 1996, ISBN 3-9805527-0-5

Heft 2: Hans-Dieter Scharf:
Von Leipzig nach Workuta und zurück. Ein Schicksalsbericht aus den frühen Jahren des ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaates 1950–1954, 1996, ISBN 3-9805527-1-3

Heft 3: Maria Vittoria Zeme:
„... und entzünde einen Funken Hoffnung".
Aus dem Tagebuch einer italienischen Rotkreuzschwester im Kriegsgefangenenlager Zeithain 1943–1944,
1996, ISBN 3-9805527-2-1

Heft 4: Hunger – Kälte – Isolation.
Erlebnisberichte und Forschungsergebnisse zum sowjetischen Speziallager Bautzen 1945–1950,
4., korrigierte und ergänzte Auflage 2002, ISBN 3-9805527-3-X

Heft 5: „Die Entscheidung konnte mir niemand abnehmen ..."
Dokumente zu Widerstand und Verfolgung des evangelischen Kirchenjuristen Martin Gauger (1905–1941),
1997, ISBN 3-9805527-4-8

Heft 6: Achim Kilian:
„From Special Camp No. 1 to US".
Jugendjahre zwischen Vogtland, Mühlberg und Arkansas,
1998, ISBN 3-9805527-5-6

Heft 7: Kurt Kohlsche:
„So war es! Das haben sie nicht gewusst."
Konzentrationslager Sachsenburg 1935/36 und Wehrmachtgefängnis Torgau-Fort Zinna 1944/45 – ein Häftlingsschicksal, 2001, ISBN 3-9805527-6-4

Heft 8: Wege nach Bautzen II.
Biographische und autobiographische Porträts
3., korrigierte und ergänzte Auflage 2003, ISBN 3-9805527-7-2

Heft 9: Aktenzeichen „unerwünscht". Dresdner Musikerschicksale und nationalsozialistische Judenverfolgung 1933–1945, 1999, ISBN 3-9805527-8-0 (vergriffen)

Heft 10: Günter Heinisch: „Solange Du lebst, lebt auch die Hoffnung noch." Erinnerungen an Haft und Selbstbehauptung in Chemnitz, Dresden und Bautzen 1950–1956, 2000, ISBN 3-9805527-9-9

Heft 11: Dr. Margarete Blank (1901–1945). Justizmord und Erinnerungspolitik, 2000, ISBN 3-934382-00-2

Heft 12: Zum Beispiel Vilém Kostka. Der tschechische Widerstand vor dem Oberlandesgericht Dresden. Ein Haftschicksal in Briefen 1941–1945, 2001, ISBN 3-934382-03-7

Heft 13: Friedrich Salzburg: Mein Leben in Dresden vor und nach dem 30. Januar 1933. Lebensbericht eines jüdischen Rechtsanwalts aus dem amerikanischen Exil im Jahr 1940, 2001, ISBN 3-934382-04-5

Heft 14: „... ist uns noch allen lebendig in Erinnerung". Biografische Porträts von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie"-Anstalt Pirna-Sonnenstein, 2003, ISBN 3-934382-07-X

Heft 15: Hans Corbat: „Unserer Entwicklung steht er feindselig gegenüber." Erlebnisse in kommunistischen Lagern und Gefängnissen in Berlin, Torgau und Bautzen 1946–1956, 2004, ISBN 3-934382-10-X

Heft 16: Kassiber aus Bautzen. Heimliche Briefe von Gefangenen aus dem sowjetischen Speziallager 1945–1950, 2004, ISBN 3-934382-11-8

Diese Hefte können zum Preis von 5,50 € incl. MwSt. zzgl. Versandkosten bezogen werden über:
Stiftung Sächsische Gedenkstätten, Dülferstr. 1, 01069 Dresden,
Telefon: (0351) 4 69 55 40, Telefax: (0351) 4 69 55 41,
http://www.stsg.de, E-Mail: info@stsg.smwk.sachsen.de

Von der kindlichen Begeisterung für die Gemeinschaft im nationalsozialistischen Jungvolk, über die Ernüchterung im Krieg, die amerikanische Kriegsgefangenschaft und eine dreijährige Haft im sowjetischen Speziallager Mühlberg, bis zu seiner Flucht in den Westen und einen einjährigen Studienaufenthalt in den USA reichen die Erlebnisse Achim Kilians. Die Erfahrungen mit den totalitären Diktaturen des Nationalsozialismus und des Sowjetkommunismus sowie der liberalen Demokratie westlichen Typs in nur einem Jahrzehnt machen diesen Lebensbericht interessant und lesenswert. Achim Kilian wendet sich auf unnachahmlich eindringliche Weise gegen die Schwarz-Weiß-Malerei der großen Vereinfacher, gegen die Maxime, dass der Zweck die Mittel heilige, gegen die Aufrechnung des Leids und gegen die ideologische Interpretation der Geschichte.

STIFTUNG
SÄCHSISCHE GEDENKSTÄTTEN
zur Erinnerung an die Opfer
politischer Gewaltherrschaft

ISBN 3-9805527-5-6